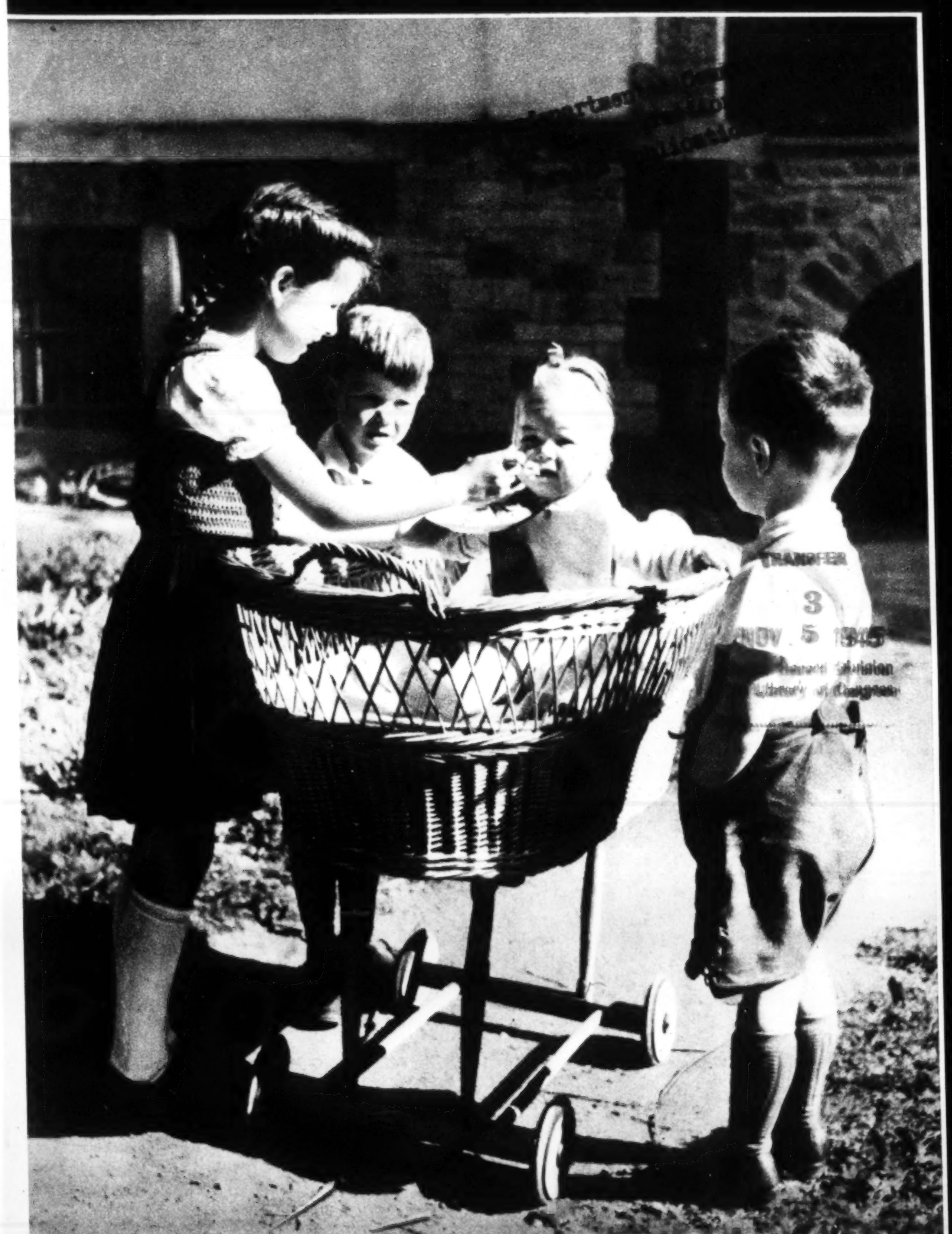
Reichs-Elternwarte

Die Zeitschrift des deutschen Elternhauses

Herausgegeben von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Heft 23 19..

Erscheint vierzehntäglich

★

Postort Berlin

Heftpreis 25 Rpfg.

Aufnahme: Elisabeth Hase

Die Kinderarbeit im Jugendschutzgesetz

Von Kammergerichtsrat Dr. Keßler, Kassel

Der Jugendschutzgedanke ist allgemeingültig, gleichviel, ob Krieg oder Frieden. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß die Arbeit der Jugendlichen, die im Regelfalle mit der Arbeit Erwachsener unlösbar verbunden ist, im Kriege der durch die besonderen Anforderungen der Rüstungs- und Ernährungsaufgaben veränderten Arbeit der Erwachsenen angepaßt werden muß. Selbstverständlich nur, soweit dies ohne Schaden für die Gesundheit und Wehrkraft der Jugend möglich ist. So mußte das Kriegsrecht unter Aufrechterhaltung der Kernpunkte des Jugendschutzgesetzes gewisse Lockerungen für die Jugendlichen bringen, die insgesamt gesehen nur geringfügig sind und das Ziel wirksamen Jugendschutzes nicht stören, geschweige denn gefährden.

Die zielbewußte Sicherung des Jugendschutzes auch im Kriege ergibt sich weiter aus der Behandlung der Kinderarbeit. Hier gelten nach wie vor, wie es allein dem gesteigerten Schutzbedürfnis des Kindes entspricht, die strengen Bestimmungen des Jugendschutzgesetzes. Es bestehen hinsichtlich der Kinderarbeit keinerlei Abweichungen vom Friedensrechtszustand. Das Jugendschutzgesetz gilt insoweit unverändert und ohne Einschränkung fort. So finden insbesondere die Vorschriften über die Arbeitskarte auch heute Anwendung. Die Bestimmungen des Jugendschutzgesetzes über die Kinderarbeit sind trotz ihrer Wichtigkeit nach den Beobachtungen der Praxis vielfach in ihren Einzelheiten noch unbekannt, so daß nachstehend eine einheitliche Darstellung derselben gegeben werden soll.

Nach § 4 Abs. 1 des Jugendschutzgesetzes (JschG.) ist Kinderarbeit grundsätzlich verboten. Ausnahmen sind nach Absatz 2 der genannten Vorschrift nur zulässig, soweit sie im JschG. selbst vorgesehen sind. Hieraus folgt als erster und wichtigster Grundsatz für die praktische Behandlung der zugelassenen Kinderarbeit, daß diese entsprechend der Stellungnahme des Gesetzes nur als Ausnahme im strengen Sinne dieses Wortes und auch als solche nur dann zulässig ist, wenn keinerlei Gefahr für die gesundheitliche, körperliche und geistig-seelische wie sittliche Entwicklung des Kindes besteht.

Kind im Sinne des JschG. ist, wer noch nicht 14 Jahre alt ist. Ob die Volksschulpflicht beendet ist oder noch nicht, spielt also für den Begriff des Kindes keine Rolle. Man muß jedoch, was für die praktische Regelung der Kinderarbeit bedeutungsvoll ist, zwischen volksschulpflichtigen und nicht mehr volksschulpflichtigen Kindern streng unterscheiden. — Der nach dem früheren Rechtszustand bestehende Unterschied zwischen eigenen und fremden Kindern besteht heute nicht mehr, da der für erforderlich erachtete Kindes- und Jugendschutz in gleichem Maße für eigene wie für fremde Kinder gilt. Der Schutz des Kindes, die Sicherstellung der Volksgesundheit und der Wehrkraft der Gemeinschaft geben allein den Ausschlag. Hieraus ergibt sich als wichtiger weiterer Grundsatz, daß die vom JschG. eingeführte Arbeitskarte auch für eigene Kinder notwendig ist.

Als allgemeiner Gesichtspunkt ist ferner noch hervorzuheben, daß für Kinder unter 12 Jahren mit Rücksicht auf ihre besondere Schutzbedürftigkeit auch eine nur gelegentliche Beschäftigung verboten ist. Nur bei Theatervorstellungen, Musikaufführungen usw. dürfen nach § 5 Abs. 4 auch kleinere Kinder, selbst solche unter drei Jahren, ausnahmsweise beschäftigt werden, jedoch nur, wenn es künstlerische oder wissenschaftliche Zwecke unbedingt erfordern und unter Beobachtung entsprechender Sicherungsmaßnahmen. Aehnliches gilt für Filmaufnahmen.

Für die Uebergangszeit kann nach § 28 Abs. 1 Nr. 1 der Reichsarbeitsminister nach Anhörung des Jugendführers des Deutschen Reichs für bestimmte Gewerbezweige bereits die Beschäftigung von Kindern über zehn Jahren, die mit dem Unternehmer oder dessen Ehegatten bis zum dritten Grade verwandt sind, in Familienbetrieben zulassen. Diese Ausnahme war notwendig, um den Heimarbeitern ihr hartes Los nicht noch weiter zu erschweren, wozu das völlige Verbot der Beschäftigung angehöriger Kinder unter 12 Jahren geführt haben würde. Es soll durch diese Uebergangsregelung den Heimarbeitern die Möglichkeit gegeben werden, ihre Betriebe allmählich auf die neuen Bestimmungen umzustellen.

Hinsichtlich des Geltungsbereiches ist allgemein noch zu sagen, daß das JschG. nicht für die Beschäftigung von Kindern im Haushalt, in der Land- und Forstwirtschaft, im Gartenbau, bei der Jagd und in der Tierzucht gilt. Wird aber z. B. ein Kind in erheblichem Maße in einem Ladengeschäft und daneben z. B. in der Gärtnerei beschäftigt, so rechnet die ganze Tätigkeit als gewerbliche Beschäftigung und fällt damit unter das Gesetz.

I. Kinderarbeit vor Beendigung der Volksschulpflicht.

A. Diese ist nur erlaubt, wenn das Kind bereits 12 Jahre alt ist, und wenn, wie Ziffer 9 der Ausführungsverordnung (AV.) zum JschG. vom 12. Dezember 1938 ausführt, „der seelische und körperliche Zustand des Kindes sowie die Art der Beschäftigung keine Schädigungen der Erziehung oder Gesundheit oder keine sonstigen Nachteile erwarten lassen". Die Gesundheit des Kindes geht allem vor!

B. Entsprechend dem grundsätzlichen Verbot der Kinderarbeit ist die Beschäftigung von zwölfjährigen und älteren Kindern nur mit ganz bestimmten leichten und nach der Lebenserfahrung ungefährlichen Arbeiten zulässig. Diese sind im JschG. erschöpfend aufgezählt, eine Ausdehnung auf andere Beschäftigungsarten also unzulässig. Zugelassen sind nach dem Gesetz nur folgende Arbeiten:

1. leichte Arbeiten im Handelsgewerbe: Beispiele: Einpacken und Sortieren von Waren, wobei es sich aber selbstverständlich nicht um schwere Gegenstände handeln darf;
2. Austragen von Waren, natürlich aber nur von ungefährlichen Waren, nicht z. B. von Zündhölzern;
3. andere Botengänge: Beispiel: Besorgungen von Geschäftsbriefen innerhalb der Stadt;
4. Handreichungen beim Sport: Beispiel: Balljungen beim Tennis.

Von dieser Regelung besteht nach § 5 Abs. 2 Satz 2 JschG. mit Rücksicht auf die Heimarbeitsgebiete, für welche die aufgezählten Arbeiten keine praktische Bedeutung haben, eine Ausnahme. In Familienbetrieben ist auch eine Beschäftigung mit anderen Arbeiten zulässig, soweit der Reichsarbeitsminister die Arbeiten nicht ausdrücklich für Kinder als ungeeignet bezeichnet hat. Dies ist in der AV. durch ein Verzeichnis der für Kinder in Familienbetrieben verbotenen Arbeiten geschehen (vgl. Ziffer 18 und Anlage 2 der AV.) Als charakteristische Beispiele seien genannt:

Bedienung von Aufzügen aller Art, Arbeiten, bei denen Lasten von mehr als 8 Kilogramm Gewicht von Hand bewegt oder befördert werden müssen, alle Ofen- und Feuerarbeiten, Bergbau, Brüche und Gruben, Werkstätten, in denen Quecksilber verwandt wird, Werkstätten, in denen Blei- und Zinnspielwaren, Explosivstoffe, Feuerwerkskörper, Zündhölzer und sonstige Zündwaren hergestellt werden, Austragen dieser Waren aus Werkstätten oder aus Verkaufsstellen, Bleichereien, Tierhaarschneidereien aller Art, Fleischereien, Bäckereien, Kellereien, Gast- und Schankwirtschaften, Kegelaufsetzen und andere Hilfeleistungen auf Kegelbahnen, Lichtspieltheater.

Für die Praxis ist ferner wichtig, daß nach Ziffer 19 AV. das Gewerbeaufsichtsamt darüber hinaus auch im Einzelfall Arbeiten, mit denen Kinder in Familienbetrieben beschäftigt werden, als ungeeignet bezeichnen kann. Die Arbeiten können gänzlich verboten oder von Bedingungen abhängig gemacht werden.

C. Zu welchen Tageszeiten dürfen nun volksschulpflichtige Kinder beschäftigt werden?

1. Nur in der Zeit von 8 Uhr morgens bis 19 Uhr abends. Hierbei müssen nach der neuen Regelung auch die Wege zur Arbeit und von der Arbeit in diese Zeit fallen. Das volksschulpflichtige Kind darf also nicht vor 8 Uhr morgens zur Arbeit fortgehen und muß spätestens um 19 Uhr abends von der Arbeit zurück sein. Bisher war die Beschäftigung der Kinder ohne Einrechnung der Wege bis 20 Uhr zulässig. Das JschG. hat also auch hier den Schutz der Kinder aus Gesundheitsgründen verstärkt.
2. Die Kinder dürfen nicht vor dem Vormittagsunterricht beschäftigt werden, damit sie für die Schule frisch und voll aufnahmefähig sind.
3. Zwischen Vormittagsunterricht und Arbeitsbeginn (Antritt des Weges zur Arbeit) müssen mindestens zwei arbeitsfreie Stunden liegen, damit sich das Kind richtig erholen kann. Nach dem Nachmittagsunterricht muß zunächst eine mindestens einstündige ununterbrochene arbeitsfreie Zeit gewährt werden.
4. An Sonn- und Feiertagen dürfen Kinder nicht beschäftigt werden. Zulässig sind nur Handreichungen beim Sport für die Dauer von vier Stunden.

Fortsetzung auf Seite 458

Heft 23 1940

Inhalts-Übersicht

Reichs-Elternwarte

Die Zeitschrift des deutschen Elternhauses
Herausgegeben von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Aufnahme: Scherl-Bilderdienst

Mundart oder Hochdeutsch in der Kinderstube?

Von Adolf Lambeck

Die zehnjährige Erna M. hat im letzten Zeugnis eine „Vier" in „Deutsch" nach Hause gebracht, und besorgt sucht der Vater den Lehrer seiner Tochter zu einer Rücksprache über das Versagen des Kindes und über eine mögliche Abhilfe auf. Er ist recht bekümmert und erzählt, daß man sich im Hause sehr viele Mühe mit der Sprache des Kindes gemacht habe und noch mache. Er selbst habe nur eine einfache Dorfschule besucht und habe sein Lebelang mehr Mundart als Hochdeutsch gesprochen; während der Schulzeit sei ihm das Hochdeutsche niemals zur Gewohnheit geworden, und so sei es auch im späteren Leben, das nun schon lange ein Stadtleben ist, geblieben. Er hat das als einen Mangel empfunden und hat sich stets unsicher gefühlt, wenn er die hochdeutsche Sprache im Beruf oder im Umgange gebrauchen mußte. Die Unsicherheit in der Wahl der Wörter und in der Anwendung von „mir und mich" sei oftmals der Grund gewesen für einen Verzicht auf Geselligkeit, und auch in dem Fortkommen habe ihn diese Unsicherheit gehindert. Damit es seinen Kindern nicht auch einmal so ergehe, hat Vater M. Bedacht darauf genommen, daß sie frühzeitig mit der hochdeutschen Sprache vertraut gemacht werden; es wird im Hause von den Eltern nur hochdeutsch mit den Kindern gesprochen, und man hat sie nach Möglichkeit auch von Mundart sprechenden Gespielen ferngehalten.

Es ist verständlich, daß der Mißerfolg der kleinen Erna die Eltern arg enttäuschen mußte. Es haperte leider nicht nur in der Rechtschreibung und in der Anwendung grammatischer Regeln, sondern auch der sprachliche Vortrag und die Aussprache ließen viele Wünsche offen. Erna gehört eben zu den Sorgenkindern im „Deutschen", wie sie uns leider allzu zahlreich begegnen. Erna ist ohne besondere sprachliche Begabung. Die Schule wird viele Mühe haben mit ihr, um sie dahin zu bringen, daß sie das, was sie mit einem guten Verstand erfaßt, mündlich und schriftlich in einfacher aber verständlicher Form darstellen kann. Sie ist im übrigen ein liebes, tüchtiges und zuverlässiges Mädel.

Der Vater hatte seine Mitteilungen in einem etwas umständlichen und bedächtigen, aber sehr brauchbaren Hochdeutsch vorgetragen, das in seiner Lautung und in der Wortwahl deutlich durch die breite Mundart unserer niederdeutschen Heimat gekennzeichnet war. Als ich die Unterhaltung unauffällig in die Mundart hinüberführte, floß das Gespräch leichter, und ich erfuhr vieles über das Streben und Erleben dieses Elternhauses und dieser Schülerin, was uns als Lehrer so wertvoll ist für unsere Erziehungsmaßnahmen, was uns aber in den meisten Fällen verborgen bleibt.

Dieses kleine Erlebnis soll uns hinführen zu der Frage, ob es richtig ist, mit den Kindern im Elternhause Mundart zu sprechen, oder ob man nicht lieber die Mundart gänzlich fernhalten und nur Hochdeutsch mit den Kindern sprechen soll? Die Fragestellung ist nicht abwegig. Wir wissen, daß viele Eltern, die wie der Vater unserer Schülerin Erna die Sprachnot am eigenen Leibe erfahren oder sie bei fremden Kindern erlebt haben, sich ernsthaft mit dieser Frage beschäftigen. Und viele Eltern haben zur Abwendung solcher Sprachnot den gleichen Weg beschritten wie Vater M.; auch sie haben die Mundart aus der Umgebung der Kinder verbannt, um den Weg zum guten Hochdeutsch zu erleichtern.

Wir brauchen ganz gewiß nicht den Wunsch dieser Eltern zu begründen und den Wert unserer hochdeutschen Sprache nachzuweisen! Sie ist uns ein köstlicher Besitz, der größte kulturelle Schatz, das unzerreißbare Bindeglied unseres Volkes, das Band, das über die Staatsgrenzen hinweg die Kinder unseres Blutes mit uns vereinigt, Trägerin der geistigen Leistungen des Volkes und Mittlerin dieses Geistesgutes an die ganze Welt. Je gründlicher wir in diesen Schatz eindringen, um so fester sind wir mit unserm Volke verbunden. Auch wir heben unser Hochdeutsch weit hinaus über die Mundart, den Dialekt, wenn wir natürlich auch wünschen, daß diese Sprache der Heimat, die dem Boden, dem wir entstammen, besonders nahesteht, unsern Kindern nicht verloren geht, daß sie die Sprache ihrer Sippe und ihres Elternhauses lieben und pflegen und ganz in sie hineinwachsen. Wir möchten also, daß das edle und reine Hochdeutsch und die Mundart der Heimat gleich sorgfältig gepflegt und gleich gut beherrscht würden! Und wir wissen ja alle, daß das keine unmögliche Forderung ist, auch nicht für die breite Masse unseres Volkes. Wie sollte es auch anders sein, sind doch Hochdeutsch und Mundart der gleichen Wurzel entsprossen! Wenn allerdings das Hochdeutsche durch das Mundartsprechen ernsthaften Schaden auf die Dauer erleiden müßte, dann wollten wir nicht einen Augenblick in unserer Entscheidung schwankend sein und allen Eltern den Weg unseres Vater M. empfehlen.

Erna M. hat ungenügende Erfolge in der hochdeutschen Sprache aufzuweisen. Die Mundart kann nicht als Ursache herangezogen werden, denn die Eltern haben doch absichtlich und im Hinblick auf das Hochdeutsche dem Kinde die Mundart vorenthalten. In diesem Fall hat offensichtlich die von vielen vorsorglichen Eltern ergriffene Maßnahme versagt. Ob das Kind zu einer besseren Sprache gekommen wäre, wenn man es zunächst die Sprache seiner Umgebung, die ohne Zweifel die Mundart der Eltern war, hätte hören und sprechen lassen, das zu fragen ist müßig, weil man doch eine Entwicklung nicht wiederholen kann.

Vater M. ist ein sehr nachdenklicher Mensch und ein guter Erzieher seiner Kinder. Wenn wir seine Erziehungsmaßnahmen nun im folgenden etwas genauer beleuchten, so tun wir das nicht, um sie zu bekritteln, sondern um daraus zu lernen. Er wird uns also darum nicht böse sein! Vater und Mutter M. sind beide auf dem Lande aufgewachsen. Als Kinder und Brautleute haben sie plattdeutsch gesprochen, auch noch als junge Eheleute in der Stadt. Wenn sie mit ihrer Verwandtschaft zusammenkommen, dann sprechen sie selbstverständlich in der heimatlichen Mundart; die Bekannten sind größtenteils Landsleute, mit denen die Unterhaltung im vertrauten Platt geführt wird; im Beruf ist es kaum anders. Auch im Hause unter sich greifen sie immer wieder zur Mundart, wenn sie sich etwas Ernsthaftes zu sagen haben. Als die Kinder zu sprechen anfingen, sind die Eltern mit sich zu Rate gegangen und haben den Entschluß gefaßt, sich von jetzt an mehr des Hochdeutschen zu bedienen und es vor allen Dingen im Verkehr mit den Kindern anzuwenden. Die städtische Umgebung ließ diesen Entschluß nahe-

Kinderlied

Aepfle-n-uf 'm Baum,
Zähle ka ma's kaum.
Ach, wie sin sie doch so nett,
Wenn ich sie nur im Schirzle hätt,
Aepfele-n-uf 'm Baum!

Häsle dert im Wald,
Gell, de ferchst die halt?
D'Hindle kumme, jetzt gieb acht!
D'Jäger schieße, buff! aß's kracht,
Häsle dert im Wald!

Vegele-n-uf 'm Nascht,
Scheni Feddigli hascht!
Kleiner Schelm, blib an dim Ort,
Flieg mr nit gli widder furt,
Vegele-n-uf 'm Nascht!

Schäfle, eins, zwei, drei,
Springe-n-am Hüs vrbei,
's isch so guet im Sunneschin
Spring-n-un hupfe-n-un luschtig sin,
Schäfle, eins, zwei, drei!

Väddeerle, du bisch lieb,
Gib mr e Batsche, gieb!
Gehsch zuer Dode, i bitt, i bitt,
Bring mr au e Guedle mit,
Väddeerle, du bisch lieb!

Nach Stöber
(Niederalemannisch: Elsaß)

liegend erscheinen; die Zukunft der Kinder machte die Maßnahme vielleicht notwendig. Die Verwandtschaft zeigte größtes Verständnis für den Wunsch der Eltern und beachtete ihn, d. h. man sprach ebenfalls hochdeutsch mit den Kindern der städtischen Verwandten. Die Kinder lebten in einer „doppelsprachigen Welt. Wenn die Erwachsenen unter sich erzählten, dann bedienten sie sich des gewohnten Plattdeutsch, wenn sie sich aber an die Kinder wandten, dann klang es hochdeutsch aus ihrem Munde, nicht ganz so geläufig, wie es eben noch mundartlich geflossen war, etwas holperig und ein ganz klein wenig fremd. Da dieses Hochdeutsch nicht das gewohnte Ausdrucksmittel war, blieb die Sprache auch inhaltlich ärmer, als das Herz zu geben bereit war. So kam es, daß auch die Kinder nicht sich ausleben konnten in ihrer Sprache, vielmehr blieb diese doch recht arm und schwerfällig, weil das lebendige Beispiel fehlte. Sprechen und mitteilen lernt aber das Kleinkind am Beispiel und nicht durch absichtliche Belehrung. Für das Kind können wir ein Beispiel nur geben in dem, was uns ganz zu eigen ist! Das gilt besonders für die Sprache. Wir wollen hier nur anmerken, daß Vater M. seinen Kindern in Hinsicht auf die Aussprache und auf die Grammatik (mir und mich) ebenfalls kein tadelloses Beispiel sein konnte, und daß somit im Elternhause Fehler sich festsetzten, die später nur schwer zu bekämpfen sind. Aus diesen Ueberlegungen dürfen wir den Schluß ziehen, daß Erna M. kaum einen großen Nutzen davon haben konnte, wenn die Eltern sie vor der Anwendung der Mundart „bewahrten". Man muß sogar fürchten, daß bei ihr die kindliche Freude an dem Sprechen unterdrückt worden und die Sprache innerlich und auch äußerlich verkümmert ist. Vielleicht hätte sie in der Schule im Hochdeutschen bessere Fortschritte gemacht, wenn sie in den ersten Kinderjahren sich hätte etwas freier entwickeln können in ihrer Sprache. Sie hätte dann wahrscheinlich, so wie sie es im Elternhause hörte, Hochdeutsch und Mundart nicht sorglich auseinandergehalten, sondern beides durcheinandergeplaudert, bis allmählich der sprachliche Einfluß, wie er von den Gespielen und dem weiteren Umgang ausgeübt wird, immer stärker wirksam geworden und schließlich das Hochdeutsche als Umgangssprache sich durchgesetzt hätte. Was die Eltern bei sich selbst als mühevoll empfunden haben, was ihnen vielleicht nie vollständig gelungen ist, das Hineinleben in das Hochdeutsche, das gelingt ihren Kindern schon viel müheloser; es bedarf dazu keiner Abrichtung, keiner verkrampften Maßnahmen und keines besonderen Zwanges. Den Zwang aber wollen wir gerade beim Sprechenlernen der Kinder vermeiden!

Vater M. hat gute Gründe für sein Verhalten angeführt, und wir müssen seine Sorgfalt in der Kindererziehung anerkennen, wenn wir das Verhalten selbst auch nicht unbedingt billigen können. Wir wollen ihn nicht gleichstellen mit jenen albernen Eltern, die mit ihren Kindern nur deshalb Hochdeutsch sprechen und sprechen lassen, weil sie meinen, die Mundart wäre nicht „fein" genug für ihre Kinder. Obwohl im Elternhause selbst und im häuslichen Verkehr die Mundart die alleinige Umgangssprache ist, werden dann einzig und allein die Kinder von dem Gebrauch derselben ausgeschlossen und mit einem häufig sogar recht minderwertigem Hochdeutsch gequält, das in dieser Umgebung fremd klingt und als fremd empfunden wird. Die Gespielen dieser bedauernswerten Kinder und die Nachbarn der Eltern haben zum Glück nicht viel Verständnis für solche Albernheiten, und mit beißendem Spott berichten sie von den nicht ausbleibenden Entgleisungen auf sprachlichem Gebiet, die z. B. dem plattdeutschen Vater passieren, der mit seinem feinen Töchterchen hochdeutsch spricht. Nicht das Hochdeutsche wird von diesem Spott getroffen, auch nicht der Hochdeutsche, sondern das Zwiespältige und das Absondern. Zum Glück sind die Kinder, die unter solchen Zwang gestellt werden, meistens verständig genug, sich ihm rechtzeitig zu entziehen und so zu sprechen, wie es der Umgebung entspricht.

Es wurde bereits gesagt, daß von dem sprechenlernenden Kinde aller Zwang ferngehalten werden muß; er bindet Kräfte im Kinde, die nach Betätigung drängen. Wie das Kleinkind Arme und Beine regt und sich wohl dabei fühlt, so betätigt es auch die Muskeln der Lunge, des Kehlkopfes und der anderen Sprechorgane; es hat Freude an den hervorgebrachten Lauten und sucht sie immer von neuem zu erzeugen; und mit dem Wachsen des inneren Erlebens verlangt es nach Mitteilung durch die Sprache. Die Kräfte, die als Anlage im Kinde liegen und nach außen treten wollen, werden geleitet von den Reizen, die von außen an das Kind herankommen. Wenn die Mutter mit ihrem Kindchen plaudert, wenn sie es in den Schlaf singt, wenn sie ihm erzählt oder auch nur einzelne Wörter zuruft, dann gibt sie dem Sprachtrieb im Kinde Anregung und Nahrung. Und so wirkt nicht nur das, was dem Kinde direkt gesagt wird, sondern auch alles, was es Gesprochenes hört und vielleicht zunächst nur dunkel aufnimmt. So irrte eben auch Vater M., als er annahm, seine Tochter hätte nur Hochdeutsch gehört und gesprochen. Sie hat viel mehr sprachliche Eindrücke gehabt, als der Vater annimmt. Das Mädel hat auch den Zwiespalt erfahren, der solchen Familien nicht erspart bleibt, die vom Mundartsprechen zum Hochdeutschsprechen hinüberwechseln; ohne Schwierigkeiten für den Einzelnen wird dieser Wechsel kaum jemals erfolgen können, besonders dann nicht, wenn die Mundart sich stark vom Hochdeutschen unterscheidet.

Wir können diese Schwierigkeiten nicht dadurch aus dem Wege räumen, daß wir einen krassen Uebergang erzwingen. Allzu leicht kann dabei das sprachliche Leben, die Freude an der Sprache selbst, der Mitteilungsdrang, die sprachliche Sicherheit für immer getötet werden. Je stärker die beim Sprechen wirksamen Kräfte sind, um so sicherer wird auch der Zugang zur neuen Form gefunden werden.

Es wird nun der Einwand erhoben werden, daß auf alle Fälle die Aussprache darunter leiden müsse, wenn das Kind im Hause nicht nur Dialekt höre, sondern gelegentlich auch selbst die Mundart spreche. Als Entgegnung weisen wir darauf hin, daß die hochdeutsche Umgangssprache in den verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes erhebliche Unterschiede aufweist. Wir tragen in der Sprache die Landschaft unserer Heimat mit uns herum. Die Besonderheiten in der Aussprache, im Tonfall, in der Gliederung der Sprache usw. haften uns an und bleiben fast immer fürs Leben erhalten. Diese Mannigfaltigkeit im Hochdeutschen ist kein Mangel; die Besonderheiten werden dort zum Reichtum, wo sie zugleich Kennzeichen der Persönlichkeit sind. Das von jedem mundartlichen Einschlag freie Hochdeutsch fordern wir von dem Schauspieler, von dem Redner, von dem Sprecher im Rundfunk und überall dort, wo das Wort zum künstlerischen Vortrag gebracht wird, während das Hochdeutsch des Umganges, das wir von jedem deutschen Volksgenossen erwarten, die Färbung der Landschaft tragen darf und vielleicht sogar tragen soll. Selbstverständlich bemühen wir uns im Elternhause und in der Schule, zu einem lautreinen, wohlklingenden Hochdeutsch zu erziehen; wir suchen die vom Dialekt herkommenden Fehler in der Lautbildung, in der Anwendung der Grammatik, im Satzbau zu überwinden. Wir wollen doch dem Kinde in seiner hochdeutschen Sprache ein edles, brauchbares und zuverlässiges Ausdrucks- und Verständigungsmittel in die Hand geben! Das bleibt die Sprache auch, wenn ihr landschaftsbedingte Eigenarten (es brauchen das nicht immer Mängel zu sein!) anhaften. Diese Eigenarten übernimmt das Kind aber nicht nur aus der umgebenden Mundart, sondern ebenso aus dem Hochdeutsch der Umgebung, das in den meisten Fällen lokale Färbung aufweist, wie wir gesehen haben.

Matten Has

Lütt Matten de Has
De mak sik en Spaß,
He weer bi't Studeern,
Dat Danzen to lehrn
Un danz ganz alleen
Op de achtersten Been.

Keem Reinke de Voß
Und dach: Da 's en Kost
Und seggt: „Lüttje Matten
So flink oppe Padden
Und danzst hier alleen
Op de achtersten Been?

Kumm, lat uns tosam!
Ik kann as de Dam!
De Krei de spelt Fidel,
Denn geiht dat canditel,
Denn geiht dat mal schön
Op de achtersten Been!"

Lütt Matten gev Pot
De Voß beet eem dot
Und sett sik in Schatten,
Verspies de lütt Matten,
De Krei de kreeg een
Vun de achtersten Been.

Klaus Groth
(Dithmarsisch)

Wir entscheiden uns also dafür, daß wir auch aus der sprachlichen Betätigung des Kindes allen Zwang und alles „Gewollte" fernhalten, daß wir das Kind in das sprachliche Leben der Umgebung einführen und es daran teilhaben lassen. Notwendig ist aber, daß wir uns im Umgang mit den Kindern einer gepflegten Sprache, was sowohl die Lautbildung als auch den Ausdruck betrifft, bedienen und in dieser Beziehung dem Kinde Vorbild sind, sei es nun, daß wir Mundart sprechen oder Hochdeutsch. In unserem Beispiel übermitteln wir dem Kinde nicht nur das Kleid, sondern auch die Wertschätzung der Sprache.

Und der Rat, um den Vater M. gebeten hatte? Zunächst kommt es darauf an, daß dem Kinde die Freude am Sprechen und an der schriftlichen Mitteilung erhalten bleibt, deshalb soll man das Kind sprechen lassen, wie „ihm der Schnabel gewachsen ist"; man soll Mut machen zum Sprechen und möglichst wenig und dann noch ganz vorsichtig verbessern. Es soll sich in der Sprache ausleben und wird dabei immer mehr hineinwachsen, und damit wird dann auch allmählich die Sicherheit in der Form größer werden. Es wäre gut, wenn Erna sich daran gewöhnen würde, den jüngeren Geschwistern und gelegentlich auch den Eltern etwas vorzulesen oder ihnen das zu erzählen, was sie gelesen hat. In dem Kampf gegen die Rechtschreibefehler geht die Schule planmäßig ihren Weg; er wird ans Ziel führen, wenn auch das Elternhaus diese Arbeit ständig unterstützt und fördert.

Ohne Zweifel haben es solche Kinder, die in einem hochdeutschen Elternhause aufwachsen, leichter, an das Hochdeutsche heranzukommen, als unsere kleine Erna M. Daß aber auch diese Kinder oftmals mit dem Hochdeutschen einen harten Kampf ans Ziel führen, wenn auch das Elternhaus diese Arbeit ständig unterstützt und fördert. schließlich eindringt in das Geheimnis Sprache, das hängt ab von seiner sprachlichen Begabung und von seinem Fleiß.

Muttersprache

Von Max v. Schenkendorf

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob sie riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort!
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefsten Grüften,
Längst verscholl'nes altes Lied,
Leb' aufs Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl manchen Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Deutsch als Weltsprache?

Es wird in unserm Vaterlande viele Männer und Frauen geben, die in dem Fragezeichen in der Ueberschrift Zweifel an der Geeignetheit des Deutschen als Weltsprache erblicken und deshalb darin eine Beleidigung ihres vaterländischen Empfindens und eine Beleidigung ihrer Muttersprache sehen.

Sie werden in ehrlicher Entrüstung dem Verfasser dieser Zeilen vorwerfen, er scheine weder davon eine Ahnung zu haben, welche Stellung sich die deutsche Sprache während der letzten Jahrzehnte trotz Versailles und trotz Genf mit seiner Liga, die nur Französisch und Englisch als Verhandlungssprachen anerkannte, erobert hat, noch davon, daß „Deutsch als Weltsprache" durch die politischen Ereignisse der Gegenwart schon keine Forderung mehr, sondern nahezu Wirklichkeit geworden ist. Gewiß: es beträgt die Zahl der Menschen, die Englisch sprechen, wohl beinahe 200 Millionen. Ihnen stehen nur etwa 100 Millionen Menschen gegenüber, die die deutsche Sprache als Muttersprache haben. Auf Europa aber, den Ausgangspunkt der Weltkultur und der Weltwirtschaft gesehen, verschiebt sich diese Feststellung jedoch sehr zugunsten der deutschen Sprache. Weit über 80 Millionen Menschen innerhalb Europas sprechen Deutsch als Muttersprache, Englisch jedoch kaum 50 Millionen und Französisch gar nur 39 Millionen. Und mag auch das Englische als Fremdsprache — schon deswegen, weil es auf den deutschen höheren Schulen als erste Pflichtsprache gelehrt wird — in Europa vorherrschend sein, als Verkehrssprache der Völker im Ost- und Südostraum von Europa hat das Deutsche die Führung. Trotz zeitweiliger Verluste an Landgebieten mit deutschsprachiger Bevölkerung und trotz der Errichtung gegen Deutschland und seine Sprache feindlich eingestellter Grenzstaaten.

Hier und dort konnte man auf die deutsche Sprache als Sprache des zwischenstaatlichen Verkehrs nicht ganz verzichten, und ganz und gar nicht als Kongreßsprache. Die Wissenschaftler, und unter ihnen wieder besonders die Techniker, bedienen sich ihrer vorwiegend, so daß Deutsch schlechthin als Fachsprache der Ingenieure und als Weltsprache in der technischen Fachliteratur gelten kann.

Ein weiterer Umstand, der sich für die Betonung und die Ausbreitung der deutschen Sprache im Ost- und Südostraum Europas günstig auswirkte, lag in der gewollten, aber nie erreichten Unterdrückung des Deutschtums im Ausland. Im harten Kampf um ihr Volkstum war die Sprache die schärfste Waffe und das vorzüglichste Bindemittel der auf sich selbst angewiesenen Volkssplitter.

Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands, seine wiedergewonnene Weltgeltung, seine in stetem Wachsen begriffenen Ausfuhrziffern und die Wertschätzung deutscher Erzeugnisse verliehen auch seiner Sprache im Ausland eine erhöhte Stoßkraft. Manch Handelspartner und Nutznießer deutschen Könnens und deutschen Gewerbefleißes bemühte sich mit dem reichsdeutschen Lieferanten, sofern dieser seine Sprache nicht beherrschte, in deutscher Sprache zu sprechen und Briefe zu wechseln. Und Jugoslawien zog als erstes Land aus den politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten die einzig mögliche Lehre, ab sofort Deutsch als erste Fremdsprache an allen mittleren und höheren Schulen einzuführen.

Daß infolge der politischen Ereignisse im Norden und Westen Europas, da das Englische und dort das Französische als zwischenstaatliche Umgangssprache zugunsten des Deutschen entthront werden und daß dieses ein neues Feld im schon beherrschten Europa erobern wird, steht außer jedem Zweifel.

Bleiben die außereuropäischen Länder, denen bislang das einst see- und handelsgewaltige England seine Sprache als Handels- und Verhandlungssprache aufgezwungen hatte. Auch hier wird sich — das steht fest — wie in Europa nach Englands endgültigem Sturz eine Wandlung vollziehen. Nach und nach wird man es draußen in der Welt als selbstverständlich ansehen, mit dem Volk, das in dem Kampf um eine neue bessere Weltordnung die Sturmfahne trug, in seiner Sprache zu reden.

Weshalb also das Fragezeichen?

Die bisherigen Ausführungen dürften gezeigt haben, daß der Verfasser mit denen, die es für unangebracht halten, eines Sinnes ist. Er ist jedoch nicht der Meinung, daß wir die Tatsache, daß die Sprache unseres Landes, wie jetzt schon in Europa, einst in der Welt herrschend sein wird, gedankenlos wie ein selbstverständliches Geschenk oder wie die Erfüllung eines berechtigten Wunsches hinnehmen dürfen. Die Tatsache darf für uns nicht das Ende eines Bemühens sein, sondern ihr Anfang. Wie auf anderen Gebieten wird es auch auf dem der Sprache sein müssen: Was wir ausführen, muß von höchster Güte sein. Wie wir Meister auf dem Gebiete der Technik, der Wissenschaft, der Kolonisation und auf andern Gebieten bleiben müssen, um unseren großen Aufgaben gerecht werden und vor den Völkern der Welt auf die Dauer bestehen zu können, so müssen wir auch Meister der Sprache sein, die wir im Zuge dieser großen deutschen, weltweiten Aufgabe den Völkern der Welt vermitteln.

Sind wir Meister unserer Sprache?

Es ist wohl niemand da, der diese Frage nicht für berechtigt hält, und der nun auch nicht den Sinn des Fragezeichens hinter der Ueberschrift verstanden hätte.

Wir wollen hier nicht von der besonderen Schwierigkeit der deutschen Sprache reden, auch nicht davon, daß nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz aller Deutscher sie fehlerfrei in Wort und Schrift beherrscht. Der Gründe hierfür sind gar viele; aber nicht alle sind so beschaffen oder gelagert, daß der Einzelne nichts zu ihrer Behebung tun könnte. Es heißt oft nur: die Ohren aufsperren und das Sprachgefühl in sich aufkommen lassen. In der Schule, im Theater, im Tonfilm, im Rundfunk, in Schulungsversammlungen wird richtig gesprochen. Aber manchem mangelt es an Selbstdisziplin, das richtig Gehörte auch richtig wiederzugeben, oder am Mut, sich im richtigen Sprechen zu versuchen.

Jeder von uns hat schon einmal das „Vergnügen" gehabt, einem Menschen, der nicht erzählen kann, zuhören zu müssen, einem Menschen, der weder die Wörter sorgfältig ausspricht, noch seinen Gedanken in klaren Sätzen einen verständlichen Ausdruck gibt. Und solcher Menschen gibt es viele; denn anders wäre der gute Erzähler nicht überall so beliebt.

Bleiben wir einmal inmitten des großen Gebietes „richtig Sprechen" beim Erzählen. Nicht jeder wird es auf diesem Gebiete zur vollendeten Meisterschaft bringen. Erzählenkönnen ist eine Begabung wie vieles andere auch. Aber wie mancher es durch Uebung und Fleiß beispielsweise auf der Violine zu einer achtbaren Leistung bringen kann, auch wenn er nicht ein ausgesprochenes Talent hat, so vermag ein Mensch zum Erzählen erzogen zu werden oder sich selber dazu zu erziehen.

Beim Kleinkind hat diese Erziehung zu beginnen, und der beste Erzieher ist auch hier das elterliche Vorbild. Eine Mutter, die da glaubt, sich bei dem Erzählen eines Märchens sprachlich gehen lassen zu dürfen, weil ja das Kind noch so klein ist, stumpft dessen Ohr gegen die Schönheiten unserer Sprache ab und hat sich nachher über die Ungewandtheit des Kindes beim Erzählen zu wundern.

Wie oft sind wir in der Wiedergabe eines Erlebnisses vor Kinderohren unachtsam und gleichgültig. Wir werfen ein paar Brocken hin, aus denen sich der, dem sie gelten, vielleicht die Geschichte zusammenreimen kann, die wir erzählen wollten, und sind dann ein andermal fassungslos, wenn wir aus dem Bericht unseres Kindes nicht klug werden. Die Forderung der Schule, daß das Kind möglichst in einem vollständigen Satz antworte, sollte auch im Elternhaus gestellt und — konsequent erzwungen werden. Und, wo wir nur können, mögen wir die Geduld aufbringen, den Berichten unserer Kinder ein aufmerksames Ohr zu schenken und gleich auf der Stelle, wenn auch in taktvoller Weise (um das Kind nicht zu verschüchtern), seine Sprachfehler zu berichtigen. Fehler gar nicht erst aufkommen zu lassen, ist auch hier besser und leichter, als fehlerhafte Angewohnheiten auszutreiben. Und, ohne die Regeln der Sprachlehre zu beherrschen, lernt das Kind, das stets auf kleine sprachliche Entgleisungen aufmerksam gemacht wird, aus dem sich entwickelnden Sprachgefühl heraus richtig sprechen und — gut erzählen.

Vorbilder im Erzählen werden wir immer in unsern deutschen Märchen haben, und es schadet gar nichts, wenn eine Mutter, bevor sie ihrem Kinde eine der köstlichen Geschichten erzählt, die unser Volk ersann und gestaltete, diese im Märchenbuch nachliest. Einfacher, treffender, mit einem Worte: schöner vermag sie niemand in Worte zu fassen. Und es bereichert den Wortschatz des Kindes und den Schatz seiner Redewendungen, wenn es das Märchen immer in der vollendeten Gestalt hört, die ihm unsere großen Märchenerzähler gaben.

Gut erzählen können! Als es weder Zeitungen noch Bücher gab, als die große Mehrzahl des Volkes weder lesen noch schreiben konnte, gab es in unserm Vaterlande einen Stand der Sänger und Geschichtenerzähler, die von Ort zu Ort zogen und überall den größten Zulauf hatten. Im Grunde hat sich daran bis heute nichts geändert. Wo in einer Gesellschaft ein Mann oder eine Frau auftauchen, die gut erzählen können, da gehört ihnen die Aufmerksamkeit aller. Und mancher, der sie um die „Gabe" beneidet, könnte es auf diesem Gebiet vielleicht heute noch zu einer gewissen Vollendung bringen, wenn er ernstlich an sich und seiner Sprache arbeiten würde.

Damit ist nicht der Erziehung oder Selbsterziehung zur Schwatzhaftigkeit das Wort geredet. Denn dazu kann die „Beredsamkeit" ausarten, wenn jemand zu keiner Selbstkritik gegenüber seinen Erzählungen fähig ist. Viele Menschen hören sich gern selber erzählen, und sie geben sich dazu Gelegenheit ohne Unterlaß, ohne sich zu fragen, ob ihnen die andern auch gern zuhören. Ein launiger Erzähler der Gegenwart (Jo Hannes Rösler) fordert, daß das, was man zu erzählen beabsichtigt, durch drei Siebe geseit sei: durch das Sieb der Wahrheit — ist es wahr, was du erzählen willst? —, oder doch durch das Sieb der Freude — bereitest du mit deiner Geschichte andern eine Freude? —, zum mindesten aber durch das Sieb der Nützlichkeit — ist das, was du mitteilen willst, für andere von Nutzen? Wer erzählen will, prüfe deshalb, ob seine Geschichte aus einem der angeführten Gründe des Erzählens wert ist. Er prüfe auch, ob er imstande ist, sie in anständiger Form darzubieten.

ABC Schützen in Japan

Von Dr. Hans Hajek

Aufnahme: Atlantic-Photo





Schönschriftstunde in einer japanischen Schule in Berlin

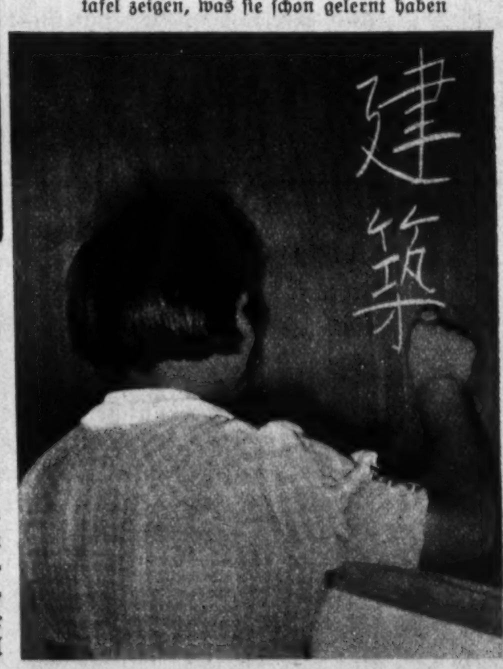
Der Uebergang von der gesprochenen, aus dem Munde der Mutter erlernten Sprache zum Lesen des Geschriebenen und Gedruckten, zum Selberschreiben ist für alle Kinder schwer, für alle Kinder auf der ganzen Welt. Etwas, das ihnen bisher natürliches und selbstverständliches Ausdrucksmittel war, etwas, womit sie sich bisher unbefangen verständlich gemacht hatten, soll nun in feste, fremde, im Uebereinkommen der Erwachsenen sonderbar geprägte Formen gefaßt werden. Wörter, längst vertraut und bekannt, sehen auf einmal wie gefährliche rätselhafte Vexierbilder aus. Alle ungeduldigen deutschen Eltern kennen diese Nöte von ihren A-B-C-Schützen: ganz verschiedenartige Laute, wie z. B. das lange „e" des Stammes und das kurze, unbetonte, fast verschluckte der Endung in dem Worte „l—e—s—e—n" sollen, sonderbarerweise, mit demselben Buchstaben geschrieben werden, ganz gleiche Laute werden, wie sich später aus der Rechtschreibung ergibt, sehr verschieden geschrieben: „ei" und „ai", „eu" und „äu", „Saal" steht neben „Zahl" und „Mühsal". — Aber schon die vielen vielen Zeichen: 1, 2, 3 ... 26 kleine Zeichen der deutschen Schreibschrift, von „ä", „ö", „ü" und komischen Zusammensetzungen wie „ch", „sch", „ck", „tz" noch ganz abgesehen; 1, 2, 3 ... 26 große Zeichen der deutschen Schreibschrift; ebensoviele der kleinen und der großen Druckbuchstaben; ebensoviele der lateinischen geschriebenen und gedruckten Schrift; also Summa Summarum mehr als 200 verschiedene Zeichen, die dem Auge (und z. T. auch der Hand) geläufig werden sollen! Die deutsche Lehrerin, der deutsche



Lehrer, die den Kleinsten der ersten Grundschulklasse die ersten Lese- und Schreibfertigkeiten beibringen, tun ihr Möglichstes, die verschiedenen und für die ungeübten kleinen Köpfe doch oft so gleich aussehenden Buchstabengesichter und ihre dahinter versteckten Laute Augen, Ohren und Händen gleichzeitig einzuprägen: da ist der „Roller" und der „Sauser", die die Kleinen im Chore üben, und da sind die andern alle, wie sie ihnen Schritt für Schritt bekannt werden. Bis das große Werk vollbracht ist und sich der Halberwachsene gar nicht mehr daran erinnern kann, wieviel Mühe ihn diese „einfachen Dinge" gekostet haben.

Wie anders ist das alles bei unseren neuen Bundesgenossen, den Japanern? Da hört das Lesen- und Schreibenlernen eigentlich während des ganzen Lebens nicht auf, wenigstens nicht, wenn es der Betreffende zu etwas bringen will. Und anstelle unserer reichlich 200 Zeichen hat der junge Japaner zuächst einmal 5000—6000 zu erlernen, ohne daß er dann aber etwa „fertig" wäre! Der in seinem klassischen Schrifttum gebildete, gelehrte Japaner kennt dieser Zeichen etwa 8000 bis 10 000, und 60- bis 80 000 gibt es ungefähr in den großen Wörterbüchern. Daß, für den internationalen Verkehr, daneben jeder japanische Kaufmann, jeder Gelehrte, höhere Beamte, Techniker usw. auch noch die lateinischen Buchstaben lernen muß, spielt bei dieser Fülle seiner eigenen Schrift schon keine Rolle mehr für sein Gedächtnis.

Woher kommt diese für unsere europäischen Vorstellungen ungeheuerliche Fülle? Der Japaner verwendet in seiner nationalen



Auch die japanischen Kinder müssen an der Schultafel zeigen, was sie schon gelernt haben

Schrift drei verschiedene Schriften nebeneinander: die japanische Silbenschrift der Hiragana (etwa 300 Zeichen), die in gelehrten Werken gebräuchliche, ebenfalls japanische Silbenschrift der Katakana (47 Zeichen mit einigen Nebenformen) und die in die Zehntausende von verschiedenen Zeichen gehende chinesische Wortschrift, in der also ein Schriftzeichen nicht eine Silbe, sondern ein ganzes Wort darstellt. Nun ließen sich an und für sich zwar alle japanischen Wörter in einer der beiden Silbenschriften schreiben, man tut das aber nicht, sondern verwendet die Silbenschrift nur dazu, Endungen, Verbindungswörter usw. zu bezeichnen, die das Chinesische nicht kennt, die das ganz anders konstruierte Japanische aber braucht; und zweitens braucht man die Silbenschrift, um die Aussprache der chinesischen Wortschrift für die Japaner zu kennzeichnen, die das betreffende chinesische Wortzeichen nicht kennen oder wenigstens seine japanische Aussprache nicht, die von der chinesischen natürlich ganz und gar verschieden ist. (Japaner und Chinesen können sich wegen ihrer ganz unverwandten Sprachen mündlich nicht verständigen, wohl aber durch die gemeinsame Schrift. Wir müssen uns das etwa so vorstellen, als wenn wir, z. B. ein Deutscher und ein Magyare, uns durch Handbewegungen oder durch Aufzeichnen der gemeinten Dinge in Art einer Bilderschrift zu verständigen versuchen, wobei sich jeder der Bewegung oder die Zeichnung in seiner Sprache deutet. Nur ist die Bilderschrift der Chinesen Jahrtausende alt, sehr kompliziert und so stark stilisiert, daß man die „Bilder" vom bloßen Ansehen nicht erkennen und deuten kann.)

Die Einübung und Beherrschung dieser vielen Zeichen, die zuerst mit Bleistift, später auch mit dem Tuschpinsel geschrieben werden, verlangt von Lehrer und Schüler der japanischen Schule natürlich einen scharfen Drill, eine strenge Disziplin, ein unaufhörliches „Pauken". Dazu kommt noch, daß das Schreiben jedes Aufsatzes, jedes Briefes, überhaupt jedes Schriftstückes in Japan unter stark ästhetischen Gesichtspunkten steht. Nicht nur, daß das Schönschreiben hier eine unvergleichlich größere Bedeutung hat als bei uns (es gilt hier als unfein, schlecht oder gar unleserlich zu schreiben), man achtet auch auf das „Schriftgesicht" der ganzen Seite und mischt mit Absicht chinesische Wortschrift und japanische Silbenschrift, „harte" und „weiche" Zeichen miteinander. Ein Gedicht ist für Augenmenschen wie die Japaner also nicht nur ein gewisser Klang, sondern mehr noch ein gewisser Anblick. Da man jeden Satz auf sehr viele verschiedene Arten, d. h. mit ganz verschiedenen Zeichen, schreiben kann, ergeben sich Möglichkeiten, die uns Deutschen vollkommen fehlen. Auch die Pinselschrift dient heute vor allem ästhetischen Zwecken und daneben der sittlichen Konzentrationsübung; das Praktische tritt dahinter zurück.

Das Schreiben und Lesen ist also für den Japaner viel mehr als eine Fertigkeit, es ist geradezu eine Kunst. Der Aufsatz ist durch alle Klassen hindurch ein eigenes Schulfach. Und die Menge dessen, was ein Volksgenosse dort täglich, monatlich, jährlich lesen muß, um auf der Höhe und in Uebung zu bleiben, ist für unsere Vorstellungen ungeheuer. Auf eine in der Schule gelesene Seite, so sagt ein japanischer Lehrer, kommen wenigstens 19 Seiten, die zu Hause gelesen werden müssen und auch gelesen werden. Jede japanische Familie hält und liest mehrere Zeitschriften, und jede einzelne davon scheint uns mehr ein Buch als ein Zeitschriftenheft zu sein. Die Japaner sind also ein sehr lesefreudiges Volk. Aber sie lassen sich freilich das Lernen und Beherrschen dieser schwarzen Kunst sauer werden.



Auf dem Schulweg. Man sieht es den kleinen Japanern nicht an, daß sie es sehr viel schwerer haben als ihre kleinen deutschen Kameraden

★

神社 若宮

治る御代に神様の
恵あふぐや村祭

三ノ五

Seite aus einem japanischen Schreibheft. In die Rosette, rechts oben, schreibt der Lehrer die Note. In den schmalen Kasten, rechts unten, schreibt das japanische Kind seinen Namen. Das Thema der Arbeit heißt: Auf dem Dorfplatz

★



Die weltbekannte Höflichkeit der Japaner wird auch in der Schule gepflegt. Vor und nach dem Unterricht verbeugen sich die Kleinen vor ihrem Lehrer





Dr. Hilde Zimmermann



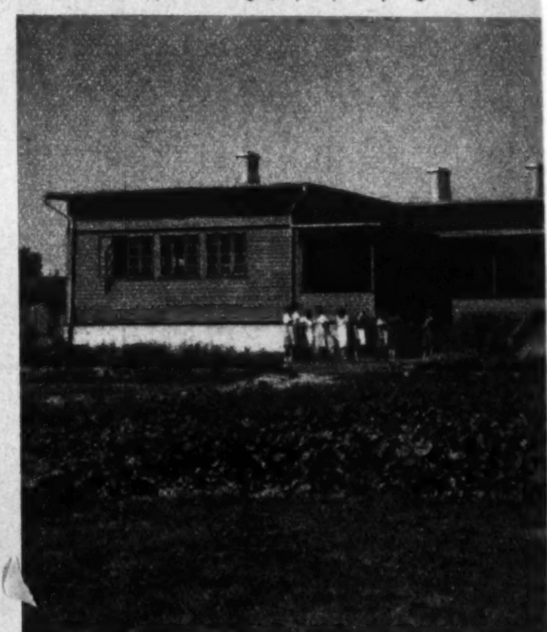
Als die Wolhyniendeutschen nach ihrer Heimkehr ins Reich in Höfen auf dem Warthegau angesiedelt wurden, da stand ihnen die große deutsche Volksgemeinschaft beim Einrichten und beim Eingewöhnen in die neuen Verhältnisse hilfreich und mittätig zur Seite. Als sie die Ernte — nun zum ersten Male auf deutschen Aeckern — einbrachten, da kamen Helfer und Helferinnen aus allen Lebenskreisen, aus den verschiedensten Gebieten des Reiches zur Mitarbeit.

Vor allem waren es Frauen und Mädel, die sich in vielen Fällen doch noch leichter freimachen können als Männer, so u. a.: Studentinnen, Hausfrauen und Berufstätige, die ihre Ferien in froher und kameradschaftlicher Mithilfe verbringen wollten. Reichsdeutsche kamen mit Baltendeutschen und ehemals Volksdeutschen aus den früher polnischen Gebieten zusammen. Mädel, die bisher in der Sicherheit und Geborgenheit des Binnendeutschtums gelebt hatten, fanden Kameradinnen, die hoch oben im Norden ihr Deutschtum zu bewahren wußten oder andere, die trotz Not und Unterdrückung polnischer Herrschaft sich mutig zu ihrer deutschen Art bekannt hatten. Schon dieses Zusammentreffen der verschiedensten deutschen Schicksale und vielfältiger historischer Entwicklungsgänge, die sich nun im großen deutschen Reich vereinten, war ein wertvolles Ergebnis der Erntehilfe bei wolhyniendeutschen Bauern.

Mehr als 600 Frauen und Mädel hatten sich bei den Jugendgruppen der NS-Frauenschaft, die den Einsatz durchführten, gemeldet. Sie wurden in 12 Lagern in verschiedenen Gegenden des Warthegaues untergebracht. Frühsport, Fahnehissen und Morgenkaffee, frohe bunte Feierabende oder besinnliche Abendstunden im kleinen Kreise der Kameraden ließen die Teilnehmerinnen schnell zu einer festen vertrauten Lagergemeinschaft werden. Der Tag aber war zur Hilfe auf den wolhyniendeutschen Höfen bestimmt.

Schon früh am Morgen rückten die Gruppen der Erntehelferinnen aus; sie wanderten über die weiten fruchtbaren Ebenen des östlichen Landes hin zu den Gehöften ihrer Bauern. Und dann wurde geschafft, bis die Sonne sank. Viele fanden die Feldarbeit am schönsten, das Heuwenden und Garbenbinden, Aufladen und Einfahren hoch auf den schwankenden Erntewagen. Andere Mädel wieder machten sich lieber im häuslichen Kreise nützlich, beim Ernten im Garten, bei der Besorgung des Viehes, bei all den tausend kleinen Pflichten der Bäuerin in Haus und Hof — und vor allem bei der Betreuung der Kinder. Die Wolhynier sind sehr kinderreich, und das Zusammensein mit den flachsköpfigen aufgeweckten Buben und Mädeln, die ungezählte, wißbegierige





Reichsdeutsche Frauen und Mädel aus
des Deutschen Frauenwerks haben sich
Warthegaues und baltendeutschen Fraue
den wolhyniendeutschen Bauern bei ihrer
Osten zu helfen. Unsere Bilder berichten
und Mädel aus den Lagern von Löwe

…utschen Osten

Aufnahme: Liselotte Purper



Fragen über alles Neue und Große in Deutschland stellten, war für die Erntehelferinnen eine unerschöpfliche Quelle der Freude.

Zwischen Polen, Ukrainern und Juden hatten die Wolhynier bisher gelebt, fern der alten Heimat, die ihnen ein unerreichbares, unvorstellbar schönes Ziel war. Nun erlebten sie Deutschland, nicht nur in neuer Ordnung und politischer Macht, sondern auch in den stillwirkenden Kräften der Volksgemeinschaft. Daß fremde Menschen, noch dazu solche, denen Landarbeit oft fremd war, zu ihnen zur Hilfe kamen,

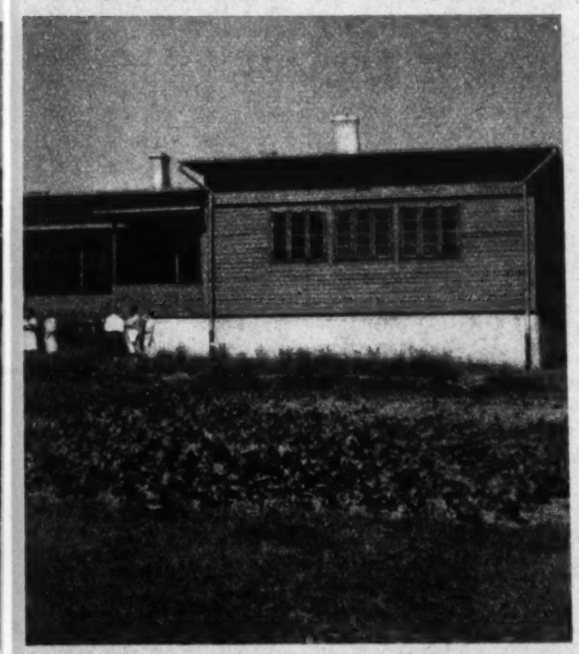


das war für die Wolhynier etwas ganz Neues und sehr Beglückendes. In ihrer Bescheidenheit, ihrer Bereitschaft zu nimmermüder Arbeit und zur Ueberwindung aller anfänglichen Schwierigkeiten glaubten sie zunächst diese Hilfe gar nicht annehmen zu dürfen. Ihre Dankbarkeit fand dann keine Grenzen.

Den Erntehelferinnen aber erwuchs die große Aufgabe, neben aller praktischen Dienstleistung diese deutschen Menschen mit ihrer neuen Heimat und mit der neuen deutschen Zeit vertraut zu machen. In vielen schlichten Gesprächen, aus dem Alltag heraus geboren, in Spielen, Liedern und Märchen für die Kinder ergab sich dazu die erste Gelegenheit. Darüber hinaus aber wurden auch festliche Stunden gemeinsam gestaltet. In Feiern des Jahreslaufes, in fröhlichen oder stillen nachdenklichen Dorfabenden wuchs zwischen Bauern und Städterinnen, zwischen Menschen, die bisher im harten Volkstumskampf standen und anderen, die die deutsche Entwicklung vom Inlande her miterlebt hatten, eine neue Gemeinschaft.

In den Liedern, die die Wolhynier von ihren fernen Wohnplätzen aus dem Osten mitgebracht hatten, und in den Volksliedern der Mädel aus dem Reich, in den verschiedenen Formen des Brauchtums, in Sprache und Lebensauffassung wurden viele gemeinsame Züge spürbar. Der gleiche Wille zu unermüdlicher Arbeit, zur Sicherung des deutschen Lebensraumes im Osten, die gleiche Verbundenheit mit dem Boden und die im Geheimen wirkenden Kräfte des Blutes — das alles löschte schnell die Fremdheit zwischen den deutschen Menschen aus, die das Schicksal hier aus den verschiedensten Lebensbereichen zusammengeführt hatte.

Durch diese erste Erntehilfe im neuen deutschen Osten wurde nicht nur eine fruchtbare Ernte zur Sicherung der Nahrungsfreiheit eingebracht. In harter praktischer Arbeit und in einem ersten verständnisvollen Sichkennenlernen erwuchs auch eine Gemeinschaft von Menschen, die sich ihrer großen Aufgabe im deutschen Osten tief bewußt sind und sie mit allen Kräften erfüllen werden.





Jugendgruppen der NS.-Frauenschaft und
volksdeutschen Frauen und Mädel des
n Erntehilfslagern zusammengefunden, um
ten Ernte im wiedergewonnenen deutschen
ı dieser schönen Arbeit und zeigen Frauen
dt und Stryhow im Gau Wartheland.

Kinder fragen wir antworten

Wie kommen die Tiere über den Winter?

Wenn die Herbststürme brausen, die Tage unwirtlich, die Nächte kalt und eisig werden, dann suchen unzählige Tiere und Tierchen schützende Verstecke auf, denn für viele von ihnen ist die Zeit des langen großen Schlafes gekommen. Fast ist es, als ob der Sandmann durch das Tierreich gewandert wäre, um seine Körner auszustreuen, daß alle, die er auf seinem Gange angetroffen, nun irgend einem Winkel zustreben und nur noch den einen Wunsch kennen, zu schlafen.

Insekten verkriechen sich in Mauer- und Rindenspalten, das Marienkäferchen weiß einen Weg durch ein schlecht schließendes Fenster ins Zimmer zu finden, Zitronenfalter, Tagpfauenauge und Admiral verstecken sich in einer Speicherecke, Kröte und Feuersalamander verbergen sich unter Mulm und welkes Fallaub, die Kreuzotter schlüpft in eine zerfallene Kaninchenröhre, das Hummelweibchen schläft in einem verlassenen Mauseloch, tief in einer Felsspalte, eng zusammengerollt, hält die Eidechse ihren Dauerschlaf. Jeder in dem ungeheuren Heer der Kleintiere schläft nach seiner Art. Wer genau mit ihren Lebensgewohnheiten vertraut ist, kann sie in ihrem Winterquartier aufsuchen, und mitunter sind dort unglaubliche Mengen von Tieren einer Art zusammen anzutreffen.

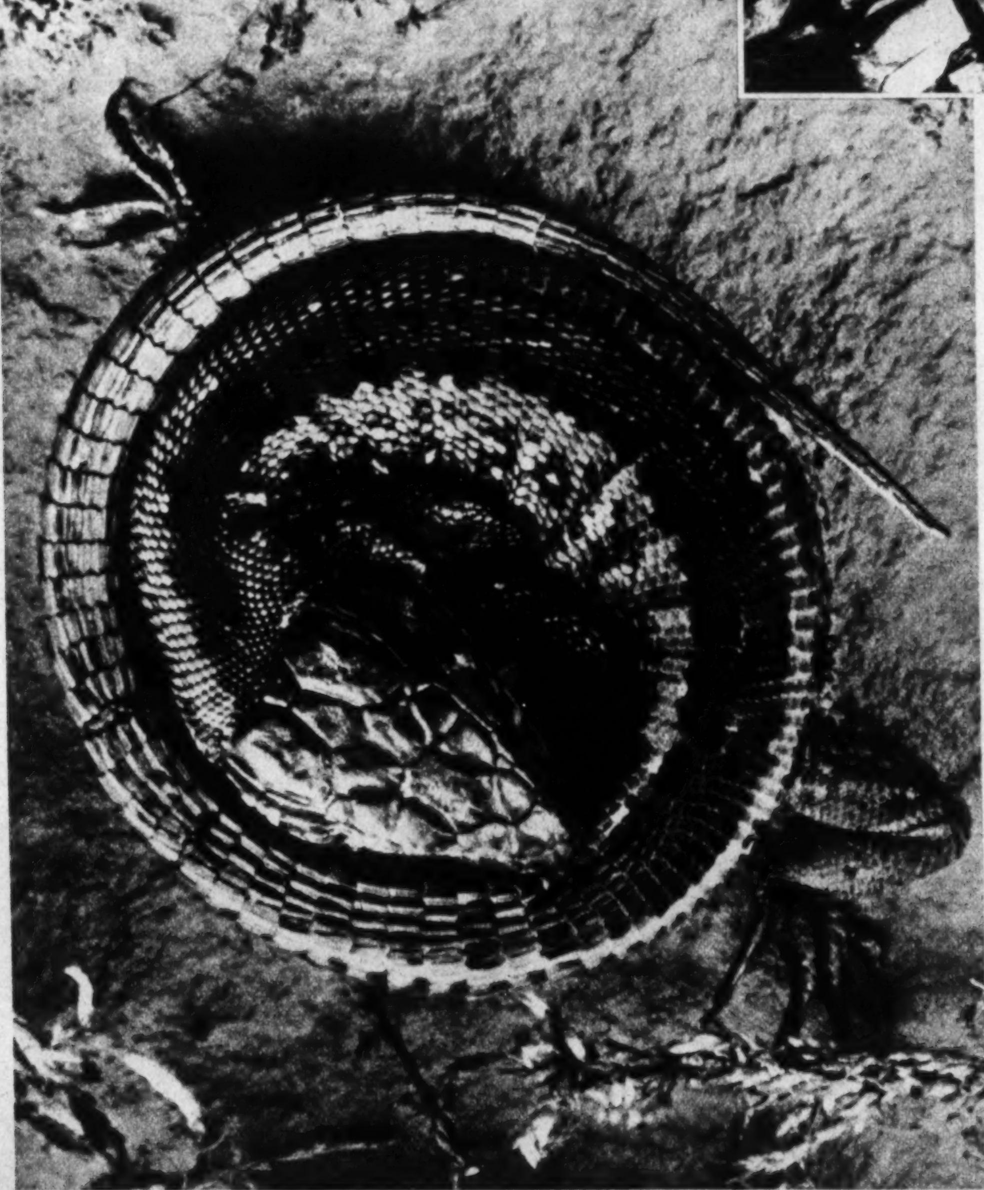
Die Säugetiere machen es — in der Regel wenigstens — nicht so. Sie sind meist Eigenbrötler, ungesellige Einzelgänger, zänkisch, futterneidisch und angriffslustig.

Da ist der Hamster, bei dem diese Lebensgewohnheiten besonders ausgeprägt sind, die ja übrigens auch bei den menschlichen „Hamstern" zu finden sind, ein Winterschläfer eigener Art. Obwohl er wochenlang schläft, sammelt er in eine regelrechte Speisekammer neben seiner Höhle während des Sommers bis zu einem Zentner Getreidekörner, Puffbohnen, Erbsen und andere Früchte des Feldes — viel mehr jedenfalls als er überhaupt braucht — als Vorrat, wenn er einmal in den Wintermonaten aufwachen sollte. Auch andere Säugetiere, die im Winter schlafen, sammeln Vorräte, Siebenschläfer, Gartenschläfer, Haselmaus und auch das Eichhorn, das mit kurzen Unterbrechungen die schlechte Jahreszeit in seinem Winterkobel verschläft. Anders macht es der Igel. Er trägt einen großen Haufen Fallblätter und Pflanzenreste zusammen, wühlt sich beim ersten Frost tief in diesen Lagerplatz, richtet sein Bett und verträumt in einem ununterbrochenen Dauerschlaf den Winter.

Sorgfältig ausgewählte Schlafplätze haben die Fledermäuse. Mögen sie sich im Sommer noch so weit über das Land verteilen und ausbreiten. Ihr Ortsgedächtnis ist ausgezeichnet, und im Herbst sammeln sie sich in Scharen in der gewohnten Schlafstube, einer Felsenhöhle, einem Keller oder in einem hohlen Baum. Ihre Schlafkammer muß nicht nur frostfrei, sondern auch feucht sein, denn außer der Gefahr des Erfrierens besteht bei Fledermäusen stets die noch größere, während des Schlafes auszutrocknen. Kopfunter hängen die Fledermäuse an den Krallen ihrer Hinterfüße, die dünnen Flughäute um sich geschlagen, sie sehen aus wie ein kleines Häufchen verstaubten Spinnwebs. Ganz langsam schlägt ihr Herz, unmerklich leise



Unter trockenem Laub schläft der Igel dem Frühling entgegen . . .



Eng zusammengerollt hält die Eidechse ihren Dauerschlaf



Die Fledermaus hängt sich über den Winter auf

geht der Atem, sie wachen ab und zu kurz auf und träumen dann weiter bis zum Frühjahr.

Es ist eine äußerst praktische Lebensgewohnheit, schlechte Zeiten einfach zu verschlafen. Wenn wir Menschen die Winterschläfer gelegentlich um diese glückliche Lösung, mühelos und ungeschoren durch den Winter zu kommen, beneiden, so können wir doch den Tieren hierin nicht nacheifern. Unser Schlaf ist viel zu leicht und verbraucht zuviel Kraft. Bei den Winterschläfern Hamster, Fledermaus, Igel, Siebenschläfer sinkt die Bluttemperatur im Schlaf von 37 Grad auf 9 Grad. Ihre Lebensmaschinerie ist auf den geringsten Verbrauch eingestellt. Es ist, als ob wir einem laufenden Motor den Betriebsstoff soweit abdrosseln würden, daß er eben noch weiter läuft, ohne völlig auszugehen.

Viele niederorganisierte Tiere sind geradezu kältefest. Man fand glashart gefrorene Schmetterlinge und sah sie bei langsamem Auftauen wieder lebendig werden. Bei den Säugetieren, Fledermaus, Dachs, Hamster ist es natürlich nicht so. Ein regelrechtes Einfrieren würde ihnen unbedingt den sicheren Tod bringen. Die Wissenschaft hat bei den höheren Säugetieren geradezu „Wecktemperaturen" festgestellt. Zu starke Kälte ruft die schlafenden Tiere in den Wachzustand zurück, so daß sie durch entsprechende Bewegungen den Stoffwechsel beschleunigen und sich vor dem Erfrieren schützen. Nahrungsaufnahme ist dabei nicht unbedingt notwendig, da sich unsere Winterschläfer sommersüber tüchtig mästeten und von dem reichlich angesammelten Körperfett zu zehren vermögen. Nun gibt es unter den Winterschläfern eine Anzahl Tiere, beispielsweise Spitzmaus und Fischotter, die heute auch ohne Winterschlaf die kalte Jahreszeit überstehen könnten. Warum schlafen sie also?

Der Winterschlaf ist eine allmählich erworbene Anpassungserscheinung an die klimatischen Verhältnisse, die bestimmte Tierfamilien zum Schutz gegen Kälte und Nahrungsmittel angenommen haben. Er ist im Verlauf vieler Jahrtausende im Körper der betreffenden Tiere erblich verankert und wird mit regelmäßiger Pünktlichkeit im Herbst ausgelöst und im Frühjahr aufgehoben. Diese Lebensgewohnheit ist dabei so selbstverständlich geworden, daß der Nahrungsmangel und die Nahrungssorge oft gar nicht mehr ausschlaggebend zu sein scheinen. Siebenschläfer und auch die anderen Schlafmäuse fallen regelmäßig in Schlafstarre, wenn ihre Zeit gekommen ist, auch dann, wenn sie bei reichlicher Nahrung im warmen Zimmer gehalten werden. Es ist ihnen eben angeboren, daß sich ihr Stoffwechsel zu einer gewissen Zeit bis auf ein Mindestmaß herabsetzt.

Nun wissen wir, daß bestimmte Wirkstoffe der Schilddrüse, die die Wissenschaft „Hormone" nennt, im Blutkreislauf den Stoffumsatz im tierischen Körper in Gang setzen und regeln. Um das Rätsel des Winterschlafes zu ergründen, wurden die Schilddrüsen von Tieren zur Zeit ihres Winterschlafes und in der Zeit ihrer normalen Lebenstätigkeit untersucht und miteinander verglichen. Und siehe da: die den Wirkstoff erzeugenden mikroskopisch kleinen Gebilde in der Schilddrüse sind während des Winterschlafes verkümmert und zurückgebildet. Der Stoffwechsel eines Winterschläfers wird somit zur gegebenen Zeit zwangsläufig herabgesetzt, weil Wirkstoffe im Blut fehlen und von der Schilddrüse nicht in genügender Menge ausgebildet werden.

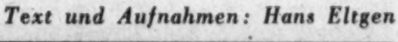


Die Hummel sucht ein verlassenes Mauseloch auf

Einem schlafenden Igel, den man mit einer Jupiterlampe anstrahlte, um ihn zu wecken, und den man selbst damit nicht der Schlafstarre entreißen konnte, spritzte man Schilddrüsenextrakt in die Blutbahn, und er lebte alsbald auf, ja er wurde beweglich wie in einer milden Sommernacht.

Die Winterschläfer können also das mit regelmäßiger Pünktlichkeit sich einstellende Schlafbedürfnis, da es automatisch ausgelöst wird, willensmäßig nicht beeinflussen. Ist die Zeit gekommen, so müssen sie schlafen, unabhängig davon, ob nun ein warmer oder kühler Herbst im Land steht, ob ein milder oder kalter Winter zu erwarten ist. Wenn es der Wissenschaft gelungen ist, den Schleier von dem Rätsel Winterschlaf ein wenig zu lüften, so ist damit das Naturgeheimnis noch längst nicht restlos geklärt.

In jedem Jahre beobachten wir aufs Neue, daß der Winter für ungezählte Tiere die Zeit des großen Schlafes ist, — ja, die gesamte Landschaft ist dann eine ungeheure Schlafstube. In tiefem, todähnlichem Schlaf liegen ganze Völkerscharen des Tierreiches. Mögen Schneestürme über das Land brausen oder eiskalter Sprühregen endlos niedersinken, die Schläfer wissen nichts davon. Sie haben den Winter nie kennen gelernt. Ihre kleinen Körper sind starr und zu sehr ausgekühlt, um sich regen zu können. Sie träumen dem Frühjahr entgegen, das sie eines Tages mit Sonne und Wärme erlösen wird. Nicht alle zwar werden aufwachen, manche, die ihren Schlafplatz nicht sorgfältig ausgewählt haben, gleiten im Frosttod hinüber ins Nichts. Aber die meisten werden erwachen, wenn das Land ergrünt und die Amsel aus dem Wipfel der uralten Linde ihr Frühlingslied voll Liebe und Sehnsucht singt.



Text und Aufnahmen: Hans Eltgen



Der Hamster aber schläft mit Unterbrechungen

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

28. Fortsetzung.

In der Niederung wohnten Japaner, die Reis und Wassergewächse bauten, in mittlerer Höhe, wo der Berg felsig und ziemlich unfruchtbar war, sah man nur vereinzelte, dürftige Weideflächen mit Schafen, Rindern, mageren Pferden und Mulas, aber noch höher hinauf begannen regelrechte Einzelsiedlungen und Dörfchen mit kleinen Straßen, manche Häuser waren direkt in den Berg gebaut, der hintere Giebel mündete im Felsstein, es gab aber auch kleinere Lehmhütten und Ranchos oder Holzhäuser, alles war etwas verwahrlost. Arme Bevölkerung wohnte hier; die Männer arbeiteten in Santos und hatten große Familien mit vielen Kindern. Hie und da ein Brunnen oder eine Quelle im Schatten einiger Bäume. Zigarrenrauchende Frauen kamen und trugen in jeder Hand und auf dem Kopfe große Wasserbütten. Bald waren die Brotausträger von ganzen Familien umlagert. „O padeiro", der Bäcker, war sehr beliebt, aber viel kauften die Leute nicht, immer nur kleine Rationen oder Leckereien. Das Austragen im Berge war sehr schwer, besonders, wenn wenig gekauft wurde, und die jungen Leute immer mit vollen Körben herumziehen mußten. Wenn der Berg erledigt war, gingen sie zu einigen Japanern am Fuße der Gebirgskette und kamen dann zum Deutschen Sportklub, dort wohnten einige Deutsche, die auch beliefert wurden. Die Deutschen und die Japaner waren die sichersten Kunden, die regelmäßig kauften und bezahlten. Wenn sie gut verkauft hatten, fuhren sie mit der Straßenbahn zurück und waren gegen Mittag wieder in Santos.

Es gefiel Helmut ganz gut bei dem Bäcker: saubere Arbeit, kameradschaftliches Zusammenarbeiten mit freundlichen, anständigen Leuten. Trotzdem blieb er nicht lange. Er mußte ja wieder etwas verdienen, um aufs neue wandern zu können, und so nahm er eine Stellung als Küchenjunge an. Er war jetzt in den Jahren, wo man überhaupt nicht satt werden konnte, deshalb war ihm Küchenjunge sehr sympathisch. Dem Bäcker tat es leid um den Jungen, zumal er sich gut eingearbeitet hatte und außerdem noch Deutsch konnte. Er versprach ihm hundert Milreis im Monat, wenn er bleiben würde. Da Helmut aber doch nicht lange geblieben wäre, wollte er den Mann auch nicht ausnützen und ging. Er war auch nun so unstet geworden, daß er nirgends lange aushalten konnte. Zum Abschied gab ihm der Bäcker noch zwanzig Milreis und sagte, wenn es ihm mal schlecht ginge, so sollte er ruhig zu ihm zurückkommen, für ihn wäre immer Platz.

... Nun war Helmut Rohde also Küchenjunge in einer größeren Fremdenpension, die einer Witwe gehörte. Er sollte hier monatlich achtzig Milreis, Kost und Unterkunft bekommen, aber schon nach wenigen Tagen wurde sein Gehalt auf fünfzig Milreis herabgesetzt, weil er als Küchenjunge wenig gewandt sei. Das hatte aber seine Gründe. Die Köchin, unter der er arbeiten mußte, war eine große, dicke Negerin mit einer weißen Schürze, hochgebundenem roten Kopftuch und runden glänzenden Ringen in den Ohren. Sie und Helmut standen von Anfang an auf keinem guten Fuße. Sie konnte den ernsthaften deutschen Küchenjungen nicht leiden, was auf Gegenseitigkeit beruhte. Seinen Namen wollte sie sich nie merken. Wenn sie ihn rufen mußte, schrie sie: „Guillermo, Fernando, Alfredo, Alberto ...!!!" Wegen einer Kleinigkeit, etwa, wenn der Junge eine Pfanne an einen falschen Platz hängte, schimpfte und keifte sie stundenlang.

Helmut mußte hier um fünf Uhr morgens aufstehen, Feuer machen, Geschirr abwaschen, Suppe durchgießen, Kartoffeln und Gemüse aussuchen. Das Gräßlichste war ihm, Hühner schlachten. Die Hühner kamen in großen Kisten an, die oben eine kleine Klappe hatten. Es mußten manchmal sechs bis sieben Hühner geschlachtet werden. Nun sollte das Helmut also machen. „Na ja, wie zu Hause wird's gemacht; mit dem Kopf auf einen Baumstumpf und mit dem Buschmesser rasch zock — ab." Aber da kam die Negerköchin keifend aus der Küche geschossen: „Que fais?" (Was macht Ihr denn da?) „Der Hals darf nicht durchgeschlagen werden, das Blut wird gebraucht." Ging an zwei Kisten ran, griff hinein und holte mit jeder Hand ein Huhn heraus, nun hielt sie die Hühner vor sich hin und drehte und schwang sie wild im Kreise herum, bis das Genick gebrochen war. Ordentlich zum Fürchten sah das aus, wie das schwarze Negerweib so die Hühner abwürgte. Sie waren nie gleich tot, flatterten noch im Hofe herum und hinterließen einen wahren Federregen.

Vor elf Uhr nachts kam Helmut nie zur Ruhe. Er schlief mit dem Kellner und dem andern Küchenjungen zusammen in einer nicht benutzten Garage.

Eines Nachts weckte ihn der Küchenjunge und sagte, es wäre einer drin gewesen und hätte ihm seine Taschenuhr gestohlen. Helmut fuhr auf und sah nach seinen Sachen und mußte feststellen, daß sein Koffer, der ganz voll von anständigen Sachen war, und seine einzigen Schuhe fehlten. Er lief sofort raus und rannte die Straße lang, konnte aber nichts mehr entdecken. Uebriggeblieben war ihm nur ein Taghemd, eine Unterhose und eine Hose, in der zum Glück seine Papiere steckten. In dem Koffer war außer den guten Sachen noch sein kleiner Photoapparat, ein Billi Box, mit einem neuen Film, einem unentwickelten und fünfundzwanzig fertigen Abzügen, Aufnahmen von der ganzen Reise. Alles war weg. Am nächsten Morgen mußte er sich erst ein paar Schuhe pumpen und sich von der Frau Vorschuß geben lassen, damit er sich ein Paar neue Schuhe kaufen konnte. In diesem Hause und bei dieser Arbeit hielt er es nicht mehr aus; sobald er den Vorschuß abgearbeitet hatte, machte er Schluß.

Nun ging Helmut Rohde zu einer großen Baugesellschaft und hatte auch das Glück, sofort dort anzukommen. Er kam abseits von Santos in die Berge, nach Cubaton in einen Steinbruch. Dort wurde ein großes Staubecken für die Wasserversorgung von Santos gebaut; auf den in der Nähe liegenden Höhenzügen waren mehrere Becken dieser Art in Angriff genommen. Helmut wohnte dort draußen mit Polen, Russen und Litauern zusammen in Baracken; sie verstanden sich aber alle sehr gut. Seine Arbeit war, Steine zerklopfen, Loren volladen und wegfahren und abladen. Alle zwei Wochen kam er einmal nach Santos herein, sonst wurde Sonntags durchgearbeitet. Nach sechs Wochen hatte er so viel verdient, daß er wieder einmal einen kleinen Schritt unternehmen konnte. Er machte also Schluß und fuhr zunächst für fünf Milreis nach Sao Paulo, dort lebte jetzt der Württemberger Josef Brezel, der einmal längere Zeit bei seiner Mutter auf der Urwaldfarm in Paraguay gearbeitet hatte. Bei dem wollte er übernachten.

Helmut fand den jungen Tischler in seiner Werkstatt. Der schaute nicht schlecht. „Grüß dich Gott, Bub. Wo kommst denn her?" Kräftig schüttelte er ihm die Hand, warf den Hobel hin und führte ihn zu seiner jungen Frau und zeigte ihm mit väterlichem Stolz seinen Erstgeborenen, einen kleinen deutschen Blondkopf. Und dann mußte die Frau auftischen, und sie saßen zusammen und erzählten sich. Josef Brezel staunte, was der Junge alles erlebt hatte. Dann fragte er, wie es der Mutter und den Geschwistern ginge.

„Die sind jetzt bei Vater in Bonpland, Argentinien. Mutter hat dort oben in den Bergen eine Chacra. Es wird ihnen wohl gut gehn. Ich habe lange nichts von zu Hause gehört."

Darüber wunderte sich Brezel und Helmut erklärte: „Die wissen ja gar nicht, wo ich bin."

„Hast denn nit geschrieben?"

„Jetzt lange nicht. Es ging mir nicht besonders. Ich wollte warten, bis ich in Deutschland bin."

Der ehrliche Schwabe schüttelte den Kopf: „Isch aber nit recht, Bub. Deine Mutter wird weinen, wenn du gar nix von dir hören läßt. Die weiß ja gar nit, was aus dir geworde isch."

Helmut sagte nichts und sah vor sich hin. Weinen sollte Mutter nicht. Er wurde still und nachdenklich und schließlich fragte er: „Habt ihr Tinte und Feder, habt ihr auch einen Briefbogen?"

Die junge Frau brachte ihm gefällig alles herbei. Und so schrieb Helmut Rohde nach langer, langer Zeit wieder einmal an seine Eltern, und Josef Brezel fügte Grüße hinzu.

*

Das Ehepaar hätte den hochaufgeschossenen Jungen gern ein paar Tage dabehalten und ihn einmal ordentlich aufgefuttert, aber er hatte keine Ruhe. Er wollte schon am nächsten Tage weiter, in Richtung Rio de Janeiro; dort war der größte Hafen von Brasilien, in dem jederzeit eine große Menge Schiffe lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ergebnis unseres Preisausschreibens aus Heft 19/1940

Die Denksportaufgabe, die verschiedene Nüsse zum Knacken aufgab, hat einen so großen Beifall gefunden, daß ich Tag und Nacht sortieren mußte, um überhaupt erst einmal festzustellen, wer denn nun in die engere Wahl kommen durfte. Und da stellte es sich heraus, daß die meisten von euch ziemlich sicher die Fehler herausgefunden haben. Auf Kleinigkeiten konnte ich dabei keinen Wert legen, denn sie waren nicht das Entscheidende. Wenn ihr euch die Zeichnung noch einmal vornehmt, so fällt euch sicherlich auf den ersten Blick auf, daß hier eine Gegend bei Radom im Gouvernement gemeint ist. Natürlich gibt es dort weder das Völkerschlachtdenkmal, das bekanntlich bei Leipzig steht, noch gibt es dort Weinberge und erst recht nicht den Rhein. Weiter ist es ein Ding der Unmöglichkeit, daß ein Schlepper während des Gefechts seine Lastkähne ruhig hinter sich herzieht. Ich meine, dem sollte wohl übel dabei werden, nicht wahr? Aber auch unsere Panzerwagen zeigen einige Mängel auf. So darf ein Panzerschütze während des Angriffs natürlich nicht aus dem Turmluk gucken und die Fahrtrichtung angeben wollen. Wer aber unsere Panzerschützen gut kennt, der weiß, daß sie im Panzer keinen Stahlhelm tragen, sondern eine schwarze Mütze. Und ferner ist ein solch schwerer Panzer nicht mit einem Maschinengewehr, sondern mit einer Kanone bestückt. Auf diese bemerkenswerten Einzelheiten kam es mir an. Wer also vor allem diese Fehler entdeckt hatte, durfte in die Reihe der Preisanwärter aufrücken. Aber da stellte es sich heraus, daß ich ohne die Entscheidung des Loses nicht zurechtgekommen wäre. So hat also das Los die Preisträger ermittelt, die ich euch nunmehr vorstelle. Den ersten Preis von 10,— RM bekam **Irmgard Bach** in **Neuenhain**, den zweiten Preis in Höhe von 5,— RM bekam **Dietrich Stahlbaum** in **Friedland** (Ostpr.), je ein wertvolles Jugendbuch bekamen: **Edgar Falkenstein** in **Berlin-Schmöckwitz**, **Elfriede Rathjen** in **Hamburg-Lockstedt**, **Karlheinz Zerres** in **Andernach** (Rhein), **Gisela Köster** in **Hagen** (Westf.) und **Helmut Seifert** in **Mainz**.

Für die so fleißige Beteiligung danke ich euch allen. Alle jene aber, denen das Los keinen Preis zuerkannte, vertröste ich auf die nächsten, wiederum sehr interessanten Preisaufgaben.

Fritz.

Neuschnee!

Der Schnee ist da, der erste Schnee
Ich schrei aus vollem Hals Juchheh!

Schau ich zum Giebelfenster raus,
sieht heut die Welt wie Zucker aus.

Die Bäume in der Schloßallee
sind überpudert ganz vom Schnee.

Des Nachbarhauses Giebelknauf
hat ein ganz spitzes Mützlein auf.

Sogar der stolze Kirchturmhahn
hat sich ein Mäntlein umgetan.

Und aller Menschen Nas und Ohren
sind heut halb rot, halb blau gefroren.

Ich aber hole rasch und munter
den Schlitten von dem Speicher runter

und schrei aus vollem Hals: Juchheh!
Der Schnee ist da, der erste Schnee!"

Walter Jensen

Brieffreundschaft suchen

Herbert W. und Ludwig G. aus dem Rheinland suchen Brieffreunde im Alter von 12 bis 13 Jahren, möglichst aus dem Fichtelgebirge.

Hans-Günther S. vom Harz sucht einen Brieffreund von einer Hallig oder sonstwo von der Waterkant, der sich für Schiffahrt und Modellbau interessiert. Alter etwa 13 Jahre.

Werner B. aus Guben möchte einen Brieffreund im Alter von 12 Jahren aus Ostpreußen kennenlernen.

Emmi Z. sucht immer noch eine Freundin aus Berlin. Alter 15 Jahre.

Elfriede B. vom Harz ist 8 Jahre alt und möchte eine Brieffreundin aus Hamborn oder Berlin kennenlernen.

Ingrid A. aus Berlin sucht eine Freundin im Alter von 12 Jahren.

Waltraut W., Martha B. und Gretel T. suchen drei lustige Freundinnen aus Tirol oder aus dem Schwarzwald. Sie sind 13 und 14 Jahre alt.

Helena W. von der Ostsee ist 12 Jahre alt und wünscht sich eine Brieffreundin aus Berchtesgaden oder Umgegend.

Käthe K. sucht eine Brieffreundin im Alter von 15 Jahren von der Waterkant.

Heimke H. aus Holstein möchte ein Mädel von der Oberschule kennenlernen, mit dem sie sich in englischer und lateinischer Sprache schreiben kann. Es wäre ihr lieb, wenn ihre Freundin auch ein Musikinstrument spielt. Sie ist 12 Jahre alt.

Gerda B. aus Sachsen ist 12 Jahre alt, sie wünscht sich eine Brieffreundin im gleichen Alter.

Ilse M. und Elisabeth E., beide vom Main und beide 10 Jahre alt, möchten zwei Brieffreundinnen aus dem Allgäu oder dem Sudetengau kennenlernen.

Margit Sch. aus Mitteldeutschland möchte ein Mädel von 12 Jahren kennenlernen, die Liebe zur Musik hat. Wenn möglich, vom Rhein.

Anneliese Sch. aus Braunschweig wünscht sich eine Freundin im Alter von 12 Jahren aus Wien oder dem Sudetengau oder aus dem Schwarzwald.

Erika K. aus Braunschweig, ebenfalls 12 Jahre, möchte mit einem gleichalterigen Mädel aus Hamburg, Holstein oder Königsberg Briefe wechseln.

Gisela M. aus Thüringen sucht eine Freundin im Alter von 15 Jahren vom Harz oder aus Berlin.

Ursula K. aus Schlesien ist 14 Jahre alt, sie möchte mit einer Kameradin aus Berlin Briefe wechseln.

Margit L. und Helli K. aus dem Sudetengau suchen Freundinnen aus den Alpen oder dem Schwabenlande, die nicht älter als 12 Jahre sind.

Elfriede H. aus Anhalt wünscht sich eine Brieffreundin im Alter von 12 Jahren aus Berlin oder aus Freienwalde.

Ursula B. aus Ostpreußen ist 14 Jahre alt, sie wünscht mit einer gleichalterigen Freundin aus dem Egerlande Briefe zu wechseln.

Lore Sch. aus Mainfranken möchte eine Brieffreundin im Alter von 12—14 Jahren aus dem Gau Baden oder Wien kennenlernen.

Grit K. aus Bayern sucht eine Brieffreundin im Alter von 16 Jahren, die sich für Rasenspiele, Tennis und Reiten interessiert. Ferner möchte sie mit ihr Gedanken über Film, Theater, fremde Länder und Sprachen austauschen. Am liebsten möchte sie, daß ihre Brieffreundin aus dem Schwarzwald oder vom Rhein wäre.

Ruth L. aus Bayern möchte eine Brieffreundin im Alter von 12 Jahren von der Mittelschule kennenlernen, die Freude an Handarbeiten hat. Ruth spielt Flöte.

Emmy L. vom Harz sucht eine Brieffreundin im Alter von 13 Jahren.

Suse W. aus Württemberg ist 10 Jahre alt; sie möchte gern mit einer gleichalterigen Kameradin von Hamburg oder Berlin oder aus dem Sudetengau Briefe wechseln.

Luise H. aus Holstein möchte gern mit einem Mädel von 13 Jahren aus Ostpreußen, wenn möglich aus Elbing, Erlebnisse austauschen. Luise besucht die Mittelschule.

Lisa M. vom Harz wünscht Briefwechsel mit einer Freundin aus der Ostmark, die, wie sie, 14 Jahre alt ist. Auch Anneliese B. vom Harz

suсht eine Brieffreundin aus der Ostmark oder dem Sudetengau im Alter von 13—15 Jahren.

Margarete K. aus Württemberg ist 11 Jahre alt; sie möchte mit einer gleichalterigen Kameradin, die sich für Sport und Musik interessiert, Briefe wechseln.

Else E. und Gertrud G. aus Köln wünschen sich Brieffreundinnen aus Tirol im Alter von 13—14 Jahren.

Ulla K. aus Schleswig-Holstein möchte mit einer Jungmädelführerin im Alter von 14 Jahren aus Wien oder sonstwo aus der Ostmark brieflich Gedanken austauschen. Sie ist ebenfalls Jungmädelführerin.

Gisela B. und Lotte E. vom Harz suchen Brieffreundinnen von der Waterkant und aus Süddeutschland. Sie sind 13 und 14 Jahre alt.

Gisela B., Lotte E., Edith D. und Ingeborg Sch. vom Harz suchen Brieffreundinnen im Alter von 13 bis 14 Jahren von der Waterkant und aus süddeutschen Gauen.

Nun noch ein Wort an die Jungen und Mädel, die den Wunsch haben, mit den Obengenannten in Briefwechsel zu treten. Ihr versteht doch, daß ich die erste Anfrage nach der jeweiligen Anschrift sofort an diese weiterleite. Kommen dann weitere Anfragen, verteile ich sie so, daß ich nach Möglichkeit jeden einzelnen Wunsch erfülle. Ist z. B. die Adresse von Gerda B. schon vergeben, so suche ich aus den übrigen Wünschen eine Adresse heraus, die wohl ungefähr passen könnte. Es wäre mir darum sehr lieb, wenn ihr mir bei euren Wünschen mitteilen würdet, welche Schulart ihr besucht und worüber ihr euch in den Briefen gern unterhalten würdet. Da hat z. B. Heimke H. aus Holstein mir sehr genau geschrieben, über was sie mit ihrer neuen Freundin schreiben möchte. — Wenn ich euch nun aber als „Ersatz" eine andere Adresse mitteile als die, die ihr euch wünscht, so bitte ich euch aber herzlich, diesem Jungen oder diesem Mädel wenigstens zu schreiben, ob ihr den Briefwechsel aufnehmen wollt. Ich bekomme nämlich sehr oft recht traurige Briefe von enttäuschten Jungen und Mädel, die mir mitteilen, daß der Brieffreund oder die Brieffreundin auf mehrmalige und oft sehr lange Briefe überhaupt keine Antwort geben. Das ist unkameradschaftlich, nicht wahr? Man darf einen Briefwechsel nicht einfach einseitig abbrechen, indem man nichts mehr von sich hören läßt. Nein, wenn man nicht mehr schreiben will, so soll man dem andern das ehrlich mitteilen. So wollen wir es doch halten, nicht wahr? Ich bitte euch darum sehr, mir und euch selber diesen Gefallen zu tun.

Und dann noch etwas. Ich wurde schon mehrmals gebeten, doch auch Adressen von Jungen und Mädel und umgekehrt auszutauschen. Ich habe das bislang nicht getan und ich möchte es auch weiter so halten. Ihr wißt ja, daß es leider immer noch Jungen und Mädel gibt, die daraus nur Unsinn machen, aber keinen Federkrieg führen, der lustig und anregend ist. Und dann sind die Interessen durchweg auch ganz verschieden, Jungens haben andere als Mädels. Oder stimmt das nicht? Denn wenn ein Mädel sich mit einer Brieffreundin schreibt, so plaudern sie wohl über ihre Schaftabende, über Handarbeiten usw. Das aber sind doch Sachen, die einen Jungen nichts angehen. Die Jungen dagegen tauschen Gedanken über Modellbau u. ä. aus, was wiederum die meisten Mädel gar nicht interessiert. Darum, meine ich, wollen wir es auch weiterhin so halten, daß Mädel mit Mädel und Jungen mit Jungen Briefe wechseln.

Und nun „Frisch auf!" zum fröhlichen und anregenden Briefwechsel! Bei dieser Gelegenheit möchte ich euch einen Brief zu lesen geben, den ich heute morgen erhalten habe:

Lieber Fritz!

Wir wollen Dir nun endlich einmal für die Vermittlung unserer Brieffreundschaft danken. Ich wollte ja zuerst ein Mädel aus Tirol, Du hast mir aber dafür die Anschrift eines Mädels aus München geschickt. Wir schreiben uns jede Woche einmal. Unser Städtchen war Marianne gänzlich unbekannt, ebenso ging es mir mit München. So gab es eine Menge zu schreiben. In jedem Brief schickten wir uns Ansichtskarten. So lernte jedes die Heimat des andern viel besser kennen. Das ist doch fein! Meine Freundin Trudel macht bei dem Federkrieg auch mit; Mariannes Freundin Anny schrieb uns auch schon einige Zeilen.

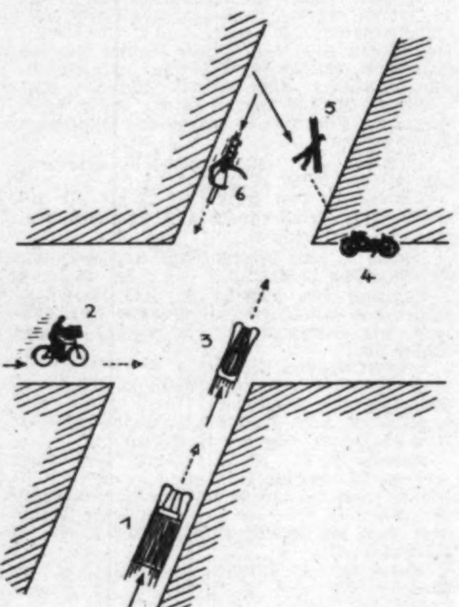
Daß wir zwei Schwarzwälderinnen die zwei echten Münchner Mädel gefunden haben, haben wir allein Dir, lieber Fritz, zu danken! Wir sind also ein glückliches Freundinnenkleeblatt und können Dir nicht genug danken!

Es grüßen Dich aus einem schönen Schwarzwaldstädtchen, zwei frohe Schwabenmädchen!

Heil Hitler!

Lisbeth und Trudel.

Neue Preisaufgabe



Auf der Skizze sind drei Verkehrssünder festzustellen. Wer sind sie und warum haben sie sich vorschriftswidrig verhalten? Schickt mir die Lösungen bis zum 15. **Dezember 1940** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.**

Fritz.

Kinderwarte

Das Märchen vom glühenden Pfennig

Ein armer Bauer lag eines Nachts schlaflos im Bett und überdachte sein mißliches Geschick. Da knackte es neben ihm in der Diele, und als er hinschaute, gewahrte er im Mondenscheine ein kleines Männlein mit spitzem Hütlein auf dem Kopfe. Das sah ihn mit ernsthaften Blicken an und sagte: „Wenn du mir versprichst, allen Armen zu helfen, die an deine Tür klopfen, so will ich dich reich machen."

Das versprach er gerne, und das Männlein verschwand, ohne ein Wort weiter zu sagen.

Am andern Morgen erwachte der Bauer wie aus einem schweren Traume und wußte nicht recht, was er von dem nächtlichen Erlebnis denken sollte. Aber seit jenem Tage war es, als hätte sich das Glück eine bleibende Wohnstätte in seinem Gehöft gesucht; das Vieh gedieh im Stalle, und die Felder trugen vielfache Frucht. Taler über Taler wanderten ins Haus, und er verwahrte sie alle in einem festen hölzernen Kasten, den er unter seinem Bett verbarg.

Da aber der Bauer nur noch an seinen wachsenden Reichtum dachte und seine Gedanken allezeit bei den Talern unter dem Bett weilten, verhärtete sich sein Herz, und er vergaß das Männlein ebenso wie das Versprechen, das er ihm gegeben hatte. Kein Armer ging getröstet von seiner Tür, unbarmherzig wies er sie alle ab.

Da geschah es nach langer Zeit, daß es einmal spät in der Nacht an seine Tür klopfte. Er öffnete und sah im Mondscheine wieder wie damals das Männlein mit dem spitzen Hütlein stehen. Es machte ein gar betrübtes Gesicht, hielt dem Bauer das Händchen hin und bat um einen Zehrpfennig.

Der Bauer hatte das Männlein gar wohl erkannt und meinte, er dürfe ihm die Bitte nicht abschlagen. Aber er brachte es auch nicht übers Herz, ihm mehr als einen alten Kupferpfennig ins Händchen zu legen.

Da wurde das Männlein bitter bös, warf dem Bauer seine ärmliche Gabe vor die Füße und verschwand. Der aber schnappte schnell die Tür ins Schloß und kroch in sein Bett. Lange lag er schlaflos, bis er sich besann, er könnte doch den Pfennig wieder hereinholen, bevor ihn jemand am Morgen fände. Aber wie staunte er, als er vor die Tür trat! An Stelle des Pfennigs lag da ein funkelnagelneues Goldstück, das im Mondschein nur so glitzerte. Gierig griff er danach, zog aber mit einem lauten Schrei die Finger zurück, denn es war glühend heiß. Rasch holte er eine eiserne Schaufel herzu, schob das Goldstück mit dem Fuße darauf und legte es in den Kasten zu den Talern.

„Dort wird es schon mit der Zeit auskühlen!" dachte er, kroch vergnügt ins Bett und war bald eingeschlafen.

Das Goldstück aber glühte weiter, und die Glut griff über auf die anderen Taler. Sie begannen auch zu glühen, und davon geriet der Kasten in Brand. Bald stand auch das Bett in Flammen, und jetzt erwachte der Bauer. Mit einem Sprunge war er draußen und versuchte zu löschen. Aber es war zu spät, und als er unter das Bett griff, um wenigstens den Kasten mit den Talern zu retten, verbrannte er sich obendrein beide Hände.

Das ganze Gehöft ging in Flammen auf, und als der verzweifelte Bauer Schutt und Asche nach seinen Talern durchsuchte, fand er nichts als das Goldstück, das in der verhängnisvollen Nacht vor seiner Tür gelegen hatte.

„Diesmal entgehst du mir nicht!" knirschte er, faßte es mit einer eisernen Zange und tauchte es ins Wasser. Es zischte und verlor sogleich seinen Glanz, und als er es näher betrachtete, erkannte er den kupfernen Pfennig, den er dem Männlein gegeben hatte.

Da wurde er sich seines Unrechts bewußt und trug fortan seine Armut in Geduld. Der glühende Pfennig aber brannte in seiner Seele, solange er lebte.

Alle hundert Punkte

Und eines Morgens stand im Aushängekasten des Gemeindeamtes zu lesen, daß die neue Kleiderkarte für die Einwohner des Dorfes W. abzuholen sei. Die erste, die es gelesen hatte, war die Frau Landbriefträgerin. Da stand sie in ihrem schwarzen Wettercape und freute sich über das frische rote Gesicht. Sie hatte ein paar Kinder daheim. Das Gretel brauchte dringend zwei neue Schulschürzen, und der Heiner Hosen und Hemd, und das Lottchen einen Schlafanzug und Strümpfe — ei, du meine Güte, Strümpfe brauchten sie alle, und außerdem mußte da noch Wolle für Vaters Socken abspringen. In Gedanken sah sie schon Punkt für Punkt von der blitzenden Schere vernichtet. Seufzend schwang sie sich auf ihr rotes Rad und fuhr im Schwunge um die Ecke herum. Die zweite, die vor dem blaugestrichenen Aushängekasten des Gemeindeamtes stehen blieb, war die junge Frau vom Holzfäller Schlüter. Sie erwartete ein Kindchen, ihr erstes. So mancher Punkt von ihrer Karte würde da für Notwendiges mit hingehen. Nachdenklich ging sie davon. Knecht und Magd, Bauer und Bäuerin, Jungens und Mädels, alles was vom Kartoffelacker hereinkam, blieb stehen und las. Am Abendbrottisch gab es heute im Dorf nur ein Gespräch: die neue Kleiderkarte und die neue Punktzahl. Zwei Jungbäuerinnen schlossen zwischen Melkeimer und Stalltür die Wette ab, daß im ganzen Dorfe nicht eine Frau sei, daß noch einen Punkt auf der alten Karte habe, denn beim Krämer seien die Stoffballen dünner und dünner geworden. Aber man soll nie von sich auf alle schließen. Zur gleichen Zeit saß in dem kleinen grünen Haus am Dorfrande eine alte Frau. Sie saß allein am Tisch und das tat sie schon ein paar Jahrzehnte hindurch. Kinder und Enkelkinder hatte ihr das Schicksal verwehrt. So saß sie und rückte die Lampe näher heran und betrachtete ihre alte Kleiderkarte. Immer wieder fuhr die braune, rissige Hand über die gedruckten Nummern hin. Alle hundert Punkte waren noch beisammen. Warum auch nicht? Sie hatte das Spind voll handgewebter Wäsche und die Lade barg noch manches feste Kleidungsstück aus ihrer Mutter Glückstagen. Schürzen und Röcke von damals hatten Lebensdauer. Kleiderkarte? Sie schüttelte den weißhaarigen Kopf und faltete das Ding aus bunter Pappe, das andern soviel bedeutete und ihr so gar nichts, behutsam zusammen. Hundert Punkte für eine alte Frau? Sie lächelte versonnen vor sich hin. Nein, für sie hat diese Karte keinen Wert — aber für andere. Und in Gedanken geht sie die Häuser und Höfe im Dorfe ab. Dort hinten in der grünen Schlucht wohnte der Waldarbeiter Frank und hatte sieben Kinder. Da wurde viel abgerissen und viel gebraucht. Und im Nachbardorf da war ein Lazarett. Wolle für Socken würde sicher gebraucht für die Verwundeten. Jetzt geht sie mit einem frohen Gefühl zu Bett.

Am andern Morgen steht sie vor dem Ortsgruppenamtsleiter der NSV und legt wie gar nichts alle hundert Punkte auf den Tisch. Der Mann traut seinen Augen nicht. „Ja gibts denn das? Alle hundert noch drauf?" Ja, das gibt es noch, und die Geschichte hat sich in einem kleinen Dorf im Südharz abgespielt, ein Beispiel vorbildlicher Volksgemeinschaft. Nun werden die aufgesparten Punkte bei mancher Mutter große Freude auslösen, denn es ist doch nun einmal so: der eine verschleißt mehr, der andere weniger. Nicht jeder Volksgenosse hat einen so reichen Bestand in Schrank und Kommode, daß er seine Sachen schonen kann, und die Kinder wachsen rascher, als der Mantelsaum es zuläßt. Unsere Zeit kennt viele Arten von Opferbereitschaft, von Helferwillen — die ersparten Punkte, die dem anderen vielleicht gerade zur Beschaffung eines warmen Kleidungsstückes fehlten — haben einen Ehrenplatz unter den WHW.-Opfern.

Annemarie Hering.



„Das" oder „daß" von Schulrat Karl Jacob

Schluß aus Heft 21

c) Umstandssätze. Außer Orts- und Zeitsätzen können alle Arten der Umstandssätze daß-Sätze sein (vergl. die Aufsätze über den Nebensatz in Heft 5 und 6!). Gewöhnlich entspricht dem Daß des Nebensatzes im Hauptsatz ein „daraus, dabei, dadurch, dafür, daher, dahin, damit, danach, daran, darauf, darin, darüber, davon, dazu" usw., z. B.: Man sieht daraus, daß es geht. Es ist dadurch gekommen, daß er zu schnell fuhr. Ich konnte nicht dafür, daß er mich nicht sah. Er entschuldigt sich damit, daß die Bremse versagte. Daran, daß er selbst schuld hatte, dachte er nicht. Alle waren darüber erstaunt, daß so etwas möglich war. Das kommt daher (davon), daß viele Leute die Verkehrsvorschriften nicht beachten. — Manche dieser Sätze wird man freilich besser als Ergänzungssätze (Umschreibung einer Verhältnisergänzung) bezeichnen, doch spielt das hier keine Rolle. — Sehr beliebt und oft gebraucht sind Umstandssätze der Weise mit so (im Hauptsatz) und daß (im Nebensatz). Beispiele: Sprich so, daß man es verstehen kann. Schreibe, lies, erzähle, benimm dich, verhalte dich, fahre, trinke, klopfe an, spiele, wasche dich usw. so, daß . . . Auch Umstandssätze des Grades werden gern mit so — daß gebildet: Wir waren so erschrocken, daß wir am ganzen Leibe zitterten. Wir waren so erstaunt, verwundert, entsetzt, überrascht, erfreut, entzückt, begeistert, berauscht, ausgelassen, müde, abgespannt, benommen, ergriffen, betrübt, niedergeschlagen usw., daß . . . Es war so warm, heiß, windig, stürmisch, kalt, trübe, schwül, daß . . . Er bat, jammerte, weinte, klagte, flehte, bettelte, drohte, schimpfte, ereiferte sich, erhitzte sich so (so sehr), daß . . . Auch ohne so im Hauptsatz: Du schreist ja, daß man es auf der Straße hört. Du fährst, rast, tobst, singst, schmierst, lachst, heulst, jammerst, schluchst ja, daß . . . Schließlich kann das „so" auch in den Nebensatz (Umstandssatz der Folge) treten: Mutter hat sich erkältet, so daß sie liegen muß. Sie war ausgegangen, schlief noch, zog sich gerade an usw., so daß wir sie nicht sprechen konnten.

d) Satzgegenstands- und Satzaussagesätze. Beispiele: Daß uns Fritz im Stich läßt, ist ganz ausgeschlossen. Es ist ausgeschlossen, unmöglich, undenkbar, unwahrscheinlich, sicher, gewiß, klar, begreiflich, nicht gesagt, unverständlich, daß . . . Meine Bitte, mein Wunsch, meine Ansicht, meine Meinung, mein Standpunkt, meine Absicht, meine Hoffnung ist, daß . . . (Vergl. die ähnlich gebildeten Beifügesätze unter b!) Die Hauptsache ist, daß ihr pünktlich seid. Das Beste, das Wichtigste, das Einfachste, das Sicherste wird sein, daß . . .

Wenn so das und daß an zahlreichen Beispielen geübt und nach ihrer Wortart wenigstens gefühlsmäßig erfaßt sind, werden sie den Kindern auch da, wo sie sich ein wenig häufen und durcheinandergehen, kaum noch Schwierigkeiten machen. Auch für solche „Häufungen", die ja in Diktaten recht beliebt sind, leider oft am Anfang statt am Schluß der Uebung stehen, wollen wir noch einige Beispiele bringen, die freilich nicht gerade als mustergültiges Deutsch angesehen sein wollen: Das hätte ich nicht gedacht, daß ich das vergessen könnte. Das ist das Schlimmste dabei, daß ich das Versehen nicht wieder gutmachen kann. Daß das Unglück, das ich angerichtet habe, so groß ist, daß es keine Entschuldigung dafür gibt, das kann ich nicht einsehen. Daß ich das erleben mußte! Das ist mein Trost, daß es das letztemal gewesen ist, daß mir das zustößt!

Und daß nach dieser Uebung kein Das oder Daß mehr falsch geschrieben wird, das ist zum Schluß unser aufrichtiger Wunsch.

Friedhof in der Frühe

Hügel ruhn im Purpurscheine,
Frühe schweigt noch im Gebet.
Wenn die stummen Marmorsteine
Träumend Vogelflug umweht.

Licht bedrängt der Knospen Fülle,
Lautem Lärmen abgewandt,
Blüht sie in der Morgenstille
Wie ein Gruß aus lieber Hand.

Schöpfertiefe Ewigkeiten
Bauen, wie es Gott gefällt,
Strahlend über Dunkelheiten
Preist der neue Tag die Welt.

Albert Falkenberg

D. Wie lange dürfen Kinder täglich beschäftigt werden?

1. Während der Schulzeit täglich höchstens zwei Stunden;
2. während der Schulferien täglich höchstens vier Stunden.

Während der Schulferien sind die Kinder zur völligen Ausspannung und Erholung jährlich mindestens 15 Werktage, und zwar möglichst zusammenhängend, von Arbeit zu befreien. Auf diese Weise soll sichergestellt werden, daß diese in Beschäftigung stehenden Kinder für 15 Tage einmal frei von jeder Arbeit sind und damit auch die Möglichkeit erhalten, an Jungvolkfahrten und -lagern teilzunehmen. Praktisch stellt diese arbeitsfreie Zeit Urlaub dar, der nach gesundem Volksempfinden vom Betriebsführer zu bezahlen ist, wenn auch das Gesetz eine Bezahlung nicht vorsieht.

E. Wird ein Kind, was nur während der Schulferien möglich ist, täglich mehr als drei Stunden beschäftigt, so ist eine Ruhepause von ½ Stunde oder zwei Arbeitspausen von je ¼ Stunde einzulegen.

F. Besonderheiten für Musikaufführungen, Theatervorstellungen, Filmaufnahmen usw., § 5 Abs. 4 JSchG. Hier kann das Gewerbeaufsichtsamt ausnahmsweise die Beschäftigung von Kindern zulassen. Bei nur gelegentlicher Beschäftigung der Kinder genügt Genehmigung des Gewerbeaufsichtsamtes, bei regelmäßiger sind Arbeitskarten notwendig. Diese Genehmigung ist nicht nur wie früher bei öffentlichen, sondern auch bei privaten Veranstaltungen, etwa von Vereinen usw., erforderlich. Desgleichen auch bei Staatstheatern und städtischen Bühnen, obwohl es sich hier nicht um gewerbliche Betriebe im Sinne der Gewerbeordnung handelt. Nicht erforderlich ist die Genehmigung lediglich bei Familienveranstaltungen und Schulaufführungen.

Das Gewerbeaufsichtsamt darf Genehmigungen nur erteilen, „wenn Belange der Kunst oder Wissenschaft die Beschäftigung von Kindern erfordern". Diese Voraussetzung ist nach der AV. nur dann gegeben, wenn ohne Mitwirken der Kinder der künstlerische oder wissenschaftliche Zweck der Veranstaltung nicht erreicht werden würde. Die Kinder müssen gestaltend mitwirken, sie dürfen nicht etwa als Pagen, Platzanweiser usw. tätig sein. Die Absicht, durch die Beschäftigung von Kindern lediglich einen stärkeren Eindruck auf die Zuschauer auszuüben, rechtfertigt nach der AV. die Erteilung der Genehmigung nicht.

An die Verwendung von Kindern unter drei Jahren sind besonders strenge Anforderungen zu stellen. In solchen Fällen muß nach der AV. zunächst versucht werden, durch Mitwirkung älterer Kinder, Verwendung von Puppen oder sonstigen technischen Maßnahmen die künstlerischen oder wissenschaftlichen Zwecke zu erreichen.

Bei Filmaufnahmen dürfen Kinder nur beschäftigt werden, wenn sie während ihres Aufenthaltes an der Betriebsstätte der Obhut einer staatlich anerkannten Säuglingspflegerin, Kindergärtnerin oder Jugendpflegerin anvertraut sind. Die Aufsicht kann auch, wenn es sich z. B. um die Mitwirkung von Mitgliedern des Jungvolkes handelt, einem HJ.-Führer übertragen werden. Die tägliche Beschäftigungsdauer einschließlich der Wartezeit beträgt bei Filmaufnahmen bei Kindern unter drei Jahren täglich höchstens zwei Stunden, bei Kindern unter sechs Jahren täglich höchstens vier Stunden, über sechs Jahren täglich höchstens acht Stunden. Die Beleuchtungsdauer bei Aufnahmen oder Proben darf jeweils fünf Minuten nicht überschreiten. Kinder unter drei Jahren dürfen nicht bei Beleuchtung mit Bogenlampen oder Lampen ähnlicher biologischer Strahlenwirkung aufgenommen werden.

G. Das Verfahren zur Erlangung der Arbeitskarte.

Nach § 5 Abs. 1 Satz 1 JSchG. dürfen volksschulpflichtige Kinder grundsätzlich nur beschäftigt werden, wenn dem Unternehmer vor Beginn der Beschäftigug eine Arbeitskarte des Kindes ausgehändigt worden ist. Das Kind darf nur von dem Unternehmer beschäftigt werden, dessen Namen auf der Arbeitskarte eingetragen ist. Die Beschäftigung ist nur mit den auf der Arbeitskarte verzeichneten Arbeiten zulässig. Die auf der Arbeitskarte angegebene Dauer der Arbeitszeit darf nicht überschritten werden. Ohne das Vorhandensein der Arbeitskarte ist die Beschäftigung unzulässig und strafbar. Der Unternehmer hat die Arbeitskarte aufzubewahren, auf amtliches Verlangen vorzuzeigen und nach Beendigung des Arbeitsverhältnisses dem gesetzlichen Vertreter des Kindes auszuhändigen.

Nur gelegentliche Beschäftigung von Kindern über zwölf Jahren mit einzelnen Arbeitsleistungen sind ohne Arbeitskarte erlaubt. Der Begriff der gelegentlichen Beschäftigung ist aber sehr eng auszulegen. Wenn die Beschäftigung auch nur in gewisser Folge (etwa jeden dritten Dienstag) regelmäßig wiederkehrt, so ist schon die Arbeitskarte notwendig.

Für die Ausstellung und Behandlung der Arbeitskarte gilt im einzelnen für die Praxis folgendes:

1. Der Antrag ist schriftlich oder mündlich bei der Ortspolizeibehörde zu stellen, in deren Bezirk das Kind seinen dauernden Aufenthalt hat.
2. Antragsberechtigt sind der gesetzliche Vertreter des Kindes (Vater, Vormund), der Unternehmer oder ein anderer Beteiligter.
3. Auf jeden Fall ist die schriftliche Zustimmung des gesetzlichen Vertreters beizubringen, es sei denn, daß er selbst den Antrag stellt.
4. Der Antrag muß inhaltlich enthalten: Vor- und Zuname des Kindes, Tag, Monat, Jahr und Ort der Geburt des Kindes, Stelle, Art und Dauer der Beschäftigung.
5. Die Ortspolizeibehörde muß über den Antrag einen bestimmten Vordruck ausfüllen.
6. Dieser Vordruck wird weitergeleitet:
   a) an die Schulbehörde bei schulpflichtigen Kindern,
   b) von dort an das Jugendamt,
   c) von dort an das für den Beschäftigungsort zuständige Gewerbeaufsichtsamt.
7. Das Jugendamt hat bei Kindern, die der Hitler-Jugend angehören, seine Aeußerung im Benehmen mit der zuständigen Dienststelle des Jugendführers des Deutschen Reichs zu erstatten. Die Stellungnahme der HJ. muß aus der Aeußerung des Jugendamtes ersichtlich sein.
8. Das Jugendamt hat insbesondere zu der Frage Stellung zu nehmen, ob der Gesundheitszustand des Kindes die beabsichtigte Beschäftigung zuläßt.
9. Die Entscheidung über den Antrag auf Erteilung der Arbeitskarte liegt in der Hand des Gewerbeaufsichtsamtes.
10. Die Arbeitskarte darf nur ausgestellt werden, wenn der seelische und körperliche Zustand des Kindes sowie die Art der Beschäftigung keine Schädigungen der Erziehung oder Gesundheit und keine sonstigen Nachteile erwarten lassen.
11. Ablehnungsgründe sind beispielsweise: unverhältnismäßig weiter Weg, ungünstige Arbeitsräume, Ungeeignetheit der Beschäftigungsart, schlechte Schulleistungen des Kindes, die eine Doppelbelastung im Interesse der Erziehung unzweckmäßig erscheinen lassen, Ungeeignetheit des Unternehmers.
12. Grundsätzlich ist für jedes Kind nur eine Arbeitskarte auszustellen. Falls ausnahmsweise für ein Kind mehrere Arbeitskarten ausgestellt werden, ist die Beschäftigungsdauer auf jeder einzelnen Arbeitskarte so zu begrenzen, daß die Gesamtdauer der Arbeitszeit den gesetzlichen Vorschriften entspricht.
13. Die Arbeitskarte, ihr Inhalt:

    Vorderseite: Angaben zur Person.
    Zusatz: „Das Kind darf nur von dem auf der Rückseite eingetragenen Unternehmer mit den dort bezeichneten Arbeiten und nur in den angegebenen Zeiten beschäftigt werden."

    Rückseite: Beschäftigungsstelle, Art der Beschäftigung, Dauer der Arbeitszeit — getrennt für Schultage und Schulferien —, Spalte für Bemerkungen des Gewerbeaufsichtsamtes, Raum für Eintragungen des Unternehmers über die Gewährung von 15 Werktagen Freizeit in den Schulferien.
14. Das Gewerbeaufsichtsamt hat die Arbeitskarte in das Verzeichnis der von ihm ausgestellten Arbeitskarten einzutragen, so daß jederzeit eine Uebersicht über die beschäftigten Kinder möglich ist.
15. Die Arbeitskarte wird dem Antragsteller zugestellt.
16. Von der Ausstellung der Arbeitskarte werden vom Gewerbeaufsichtsamt benachrichtigt: Die Ortspolizeibehörden, der Beauftragte des Leiters der Deutschen Arbeitsfront, die zuständige Dienststelle des Jugendführers des Deutschen Reichs, die Schulbehörde.
17. Für Heimarbeitsbezirke sieht Ziffer 17 AV. die Möglichkeit eines besonderen Verfahrens bei Ausstellung der Arbeitskarte vor.
18. Besonderheiten betreffend die Ausstellung von Arbeitskarten bei Theatervorstellungen, Filmaufnahmen usw. siehe in Ziffer 18—28 der AV.
19. In dringenden Fällen kann die Ortspolizeibehörde den bei ihr gestellten Antrag unmittelbar an das Gewerbeaufsichtsamt senden, wenn gegen die Beschäftigung des Kindes keine Bedenken bestehen. In solchen Fällen kann auch der Antrag unmittelbar beim Gewerbeaufsichtsamt gestellt werden. Die Arbeitskarte wird hier mit entsprechendem Vorbehalt erteilt und dann die Anhörung der übrigen Stellen nachgeholt.
20. Die Ausstellung der Arbeitskarte erfolgt kosten- und stempelfrei.
21. Für Ergänzungen und Aenderungen erteilter Arbeitskarten gilt das Ausgeführte entsprechend. Vergleiche Ziffer 13 und 14 AV.
22. Die Arbeitskarte wird vom Gewerbeaufsichtsamt für ungültig erklärt, „wenn Schädigungen der Erziehung oder Gesundheit des Kindes festgestellt

werden, oder wenn das Kind durch die Beschäftigung nachweislich Gefahren oder sonstigen Nachteilen ausgesetzt ist."

II. Die Kinderarbeit nach Beendigung der Volksschulpflicht.

A. Nicht mehr volksschulpflichtige Kinder dürfen täglich bis zu sechs Stunden beschäftigt werden. Die Berufsschulzeit ist entgegen den für Jugendliche geltenden Bestimmungen auf diese Arbeitszeit nicht anzurechnen, da sonst eine ordnungsmäßige Beschäftigung nicht möglich wäre. Einschließlich der Unterrichtszeit in der Berufsschule darf die tägliche Arbeitszeit aber acht Stunden nicht überschreiten. Beschränkungen bezüglich der Art der Beschäftigung oder der Art der Betriebe bestehen hier nicht. Auch eine Arbeitskarte ist nicht erforderlich.

B. Besonderheiten für Kinder, die im Lehrverhältnis oder einem anerkannten Anlernverhältnis stehen: Diese dürfen nach Anzeige an das Gewerbeaufsichtsamt ebenso wie Jugendliche beschäftigt werden. Selbstverständlich gelten für diese Kinder, soweit bei Jugendlichen Unterschiede zwischen 14—16- und 16—18 jährigen bestehen, die strengeren Schutzbestimmungen für 14—16 jährige. Die Anzeige an das Gewerbeaufsichtsamt ist erforderlich, wenn die Beschäftigung 6 Stunden am Tage übersteigt. Das Gewerbeaufsichtsamt kann die Beschäftigung in entsprechender Anwendung des § 20 Abs. 2 JSchG. über gefährliche Arbeiten untersagen oder von Bedingungen abhängig machen.

C. Wegen der Mitwirkung bei Musikaufführungen usw. vgl. § 6 Abs. 2 JSchG. und Ziffer 31, 20, 22, 25—28 AV. Auch hier ist zum Schutze der Kinder eine Genehmigung des Gewerbeaufsichtsamtes ebenso wie bei volksschulpflichtigen Kindern herbeizuführen. Die Vorschrift ist hier auf Lustbarkeiten ausgedehnt; ferner sind nicht wie bei volksschulpflichtigen Kindern Belange der Kunst und Wissenschaft Voraussetzung.

Aus „Das Junge Deutschland". Amtliches Organ des Jugendführers des Deutschen Reiches

Neue Richtlinien im Jugendstrafrecht

Der Ministerrat für die Reichsverteidigung hat auf Vorschlag des Reichsministers der Justiz eine Verordnung zur Ergänzung des Jugendstrafrechts erlassen.

Das bisherige Jugendgerichtsgesetz stellte dem Jugendrichter gegen Jugendliche, die sich einer Straftat schuldig gemacht hatten, von der — für Jugendliche oft ungeeigneten — Geldstrafe abgesehen, nur Gefängnisstrafe oder Haft zur Verfügung. Dies hatte den Nachteil, daß der Jugendliche, wenn er die Freiheitsstrafe verbüßen mußte, in Gefahr geriet, in der Strafanstalt mit Gefangenen in Berührung zu kommen, die leicht einen verderblichen Einfluß auf ihn ausüben konnten.

Ferner wurde dem Jugendlichen nach Verbüßung der Strafe nicht selten die Wiedereingliederung in die Volksgemeinschaft dadurch außerordentlich erschwert, daß die Strafe im Strafregister vermerkt und auch in das polizeiliche Führungszeugnis aufgenommen wurde. Die Nachteile, die dem Jugendlichen hierdurch erwachsen konnten, standen vielfach nicht im Verhältnis zu der Bedeutung der Straftat, besonders wenn diese eine Jugendtorheit darstellte und nicht aus ernsteren verbrecherischen Neigungen oder Anlagen herrührte.

Um diese Nachteile zu verhüten, ermächtigt die Verordnung des Ministerrats den Jugendrichter und die Polizei nunmehr, an Stelle von Haft oder einer kürzeren Gefängnisstrafe Jugendarrest zu verhängen. Der Jugendarrest wird nicht in einer Strafanstalt, sondern anderweit in Räumen der Justizverwaltung vollstreckt und bringt den Jugendlichen daher mit verdorbenen Elementen nicht in Berührung.

Der Jugendarrest wird auch nicht al Strafe behandelt, die in das Strafregister und in das Führungszeugnis einzutragen wäre, und behindert daher den Jugendlichen in seinem späteren Fortkommen nicht. Der Jugendarrest kann in zwei Formen verhängt werden, als Dauerarrest von mindestens einer Woche und höchstens einem Monat oder als Wochenendkarzer bis zur Dauer von vier Wochenenden.

Der Jugendarrest wird insbesondere in Fällen in Frage kommen, wo an sich gut geartete Jugendliche unter dem Einfluß eines überlegenen Verführers eine Straftat begangen haben oder unbesonnen der Versuchung einer Gelegenheit unterlegen sind, oder wenn sonst typische Unreife des jugendlichen Alters zu der Tat geführt hat. Er soll als ernster Schock wirken, dem Jugendlichen eine wirksame Mahnung sein und ihn dadurch auf den Weg der Ordnung zurückrufen, Nachteile für die Zukunft aber ihm ersparen.

Die Vorschrift enthält schließlich auch eine Strafvorschrift gegen erwachsene Erziehungsberechtigte, die ihre Aufsichtspflicht über Kinder vernachlässigen und es dadurch dahin kommen lassen, daß die Kinder strafbare Handlungen begehen.





Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 321781, Postscheckkonto: Hamburg 13475.
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.


Die Blätter fallen . . .

Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Heft